Germ. g.
13

Germ. gen. 13

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

H. g. oe. 3336. b.

R

Hohenstauffen,

oder

Ursprung und Geschichte

der

Schwäbischen Herzoge und Kaiser aus diesem Hause, samt den Schicksalen der Burg und einer Berg- und Orts-Beschreibung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein

Lesebuch

für

biedere Schwaben, Sachsen und Franken

von

J. F. Ammermüller,
Pfarrer zu Hohenstauffen.

Mit Kupfern und einer genealogischen Tabelle.

Stuttgart,
bei August Friedrich Macklot.
1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigsten

Churfürsten und Herrn,

Herrn

Friedrich dem Zweyten,

Herzog von Württemberg, des Heiligen Römischen Reichs Erzpanner und Churfürst, Herzog von Teck, Landgraf zu Tübingen, Fürst zu Ellwangen und Zwiefalten, Graf und Herrn zu Limpurg-Gaildorf, Sontheim, Schmiedelfeld, auch Ober-Sontheim, Herrn zu Heidenheim, Justingen, Rottweil, Heilbronn, Hall und Adelmannsfelden rc. rc.

Dem

Wiederhersteller

des alten Schwäbischen Glanzes

widmet dies Werk

in tiefster Unterthänigkeit

der Verfasser.

Vorrede.

Hohenstauffen erregte seit einigen Jahren sehr viele Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß es einst der heimathliche Siz der Schwäbischen Herzoge und Kaiser war, und die vortrefliche Aussicht, die man hier hat, reizte jeden Sommer sehr viele Fremde, diesen berühmten Berg zu besteigen. Sehr oft wurde ich um den Ursprung und die Geschichte des Schwäbischen Kaiserhauses befragt; allein es ist begreiflich, daß ich, auch um Ersparung der Zeit willen, sehr wenig davon erzählen konnte.

Dies bewog mich, von Hohenstauffen eine kleine Geschichte zu schreiben, die vielleicht künftighin mancher Beobachter als ein Taschenbuch mit sich auf den Berg nehmen wird. Ich habe, soviel mir nur möglich war, die beste und sicherste Quellen gesucht, z. B. Otto, Bischof von Freisingen, Abt Wibald, die Ursperg. Chronik, Crusius, Köler, von Bünau, Sattler, Schmid, Immhof, Schmauß und sehr viel andere. Das Resultat davon lege ich nun dem Leser vor.

Es soll ein Lesebuch für alle Stände seyn, auch für den bürgerlichen. Eben darum habe ich mich, wie ich glaube, einer leichten und verständlichen Schreibart beflissen, und dem Leser mit den sonst oft nöthigen Allegationen nicht beschwerlich fallen wollen. Indessen nahm ich nichts an, was ich nicht für wahr und gegründet hielt,

und wovon ich auf jeden Fall mehr als einen Gewährsmann aufstellen kann. — In historische Diskussionen lasse ich mich ohnehin nicht ein, (da sie einem Werke dieser Art gänzlich fremd sind.) Keinen wichtigen Umstand der Geschichte habe ich ganz weggelassen, wenn ich mich auch noch so sehr bestrebte, bei so vielen Gegenständen kurz zu seyn.

Uebrigens fühlte ich selbst, daß eine so ernsthafte, oft einförmige Geschichte, die ich nicht romantisch behandeln durfte, einigen meiner Leser nicht unterhaltend genug seyn wird; und doch getraute ich mir nicht, durch Einmischung unwahrer oder doch dem Zweifel unterworfener Anekdoten die Unterhaltung zu heben. Dafür habe ich die fernere Schicksale der Burg Hohen-

stauffen samt hiesiger Ortsbeschreibung angehängt. —

Für einen billigen Leser wird es genug seyn, wenn er das, was er in Absicht auf diesen Gegenstand in Folianten und Quartanten zusammen suchen muß, in einer kurzen Uebersicht, vielleicht nicht ganz unzufrieden, lesen kann. Der schöne Druk und die feine und genau getroffene Kupfer werden ihm auch nicht mißfallen.

Hohenstauffen, den 14. Sept.
1804.

M. Ammermüller,
Pfarrer daselbst.

* * *

Me nec tam patiens Lacedaemon
Nec tam Larissae percussit campus opimae,
Quam Domus Stoyphae resonantis,
Et praeceps Filsa, et Gemundae lucus et uda
Mobilibus pomaria rivis.

* * *

Annäherung an Hohenstaufen.

Wenn der aufmerksame Beobachter das schöne Land genannt Würtenberg, durchwandert, und etwa in der Mitte desselben auf einer Anhöhe, die zu einer guten Aussicht geeignet ist, gegen Mitternacht hinsieht, so entdeckt er auf sechs biß acht Meilen drei schwarze Punkte, die in den Wolken zu schweben scheinen. Und diese drei Punkte sind die Berge — der Hohestauff, Rechberg und Stuiffenberg.

Kommt der Wandrer näher, und erreicht das Thal, in welchem die Fils sich durch fruchtbare Gefilde schlängelt, so öffnet sich die Gegend schnell in einem weit ausgedehnten Horizont. Er wird angenehm überrascht, und mit Wohlbehagen schreitet er weiter fort. Rechts hat er neben sich das ansehnliche Dorf Uhingen, dann das kleinere Faurndau, das auf einer Halbinsel zu liegen scheint, und oben auf einem länglichten Hügel das romantische Schlößchen Filsek, dem Freyherrn von Münch in Augspurg gehörig.

Vor ihm liegt in einer kleinen Entfernung die aus ihrer Asche vor zwey und zwanzig Jahren neuentstandene Stadt Göppingen, umgeben mit fruchtbaren Ländereien und Gärten, zwar nicht so schön, wie in dem Lande, wo die Citronen und Pomeranzen blühen, aber wo doch die viele Obstbäume, aus südlichen Län-

dern verpflanzt und veredelt, einen schönen Anblick gewähren. Im Hintergrunde hebt, wie ein Riese sein Haupt empor, der Hohestauff, und es scheint, als ob er der Hochwächter der unübersehbaren Gegend sey. Stolz und mit festem Fuß steht er, wie ein Fürst, in seiner majestätischen Gestalt da, und der nicht minder ehrwürdige Rechberg und Stuiffenberg scheinen nur in seinem Gefolge zu seyn.

Der Wandrer tritt nun in Göppingen ein und findet eine schöne regelmäßig gebaute Stadt in Quadrate eingetheilt, die die Gassen durchschneiden. Alle Strassen sind eben, und ihre beide Seiten gepflastert. Ueberal erblikt man ansehnliche Gebäude, und die ganze Anlage ist so gut geordnet, daß man sie nach den Residenzen für die schönste Landstadt halten muß.

Tritt man durch das untere Thor hinaus, so liegt rechts die angenehme Vorstadt, Carlsstraße genannt, die mit einer Pappel-Allee bepflanzt ist, deren Stelle aber vielleicht bald fruchtbare Obstbäume einnehmen werden. Hier folgt eine sehr schöne Kunststrasse nach Geißlingen, der Hohestauff aber liegt gerade vor dem Auge, noch anderthalb Stunden entfernt, und wird durch seinen Anblick dem Wandrer zum Wegweiser. Hat man nach einer halben Stunde den Weg zwischen fruchtbaren Feldern zurückgelegt, und eine große Viehwaide hinter sich, wo sich der Weg immer unvermerkt höher zieht, so tritt man in einen grosen Eichwald ein, der selbst zum Lustwandlen angenehm ist. Die Strasse durch denselben scheint eine Kunststrasse zu seyn, wie Campe die Chauseen nennt; aber der Reisende fühlt es im Frühling und Herbst nur zu sehr,

daß es keine ist. Er muß Nebenwege suchen, um durchzukommen. Zwar ward sie vorigen Sommer vortrefflich geebnet, aber die nasse Herbst-Witterung sezte sie wieder in den alten elenden Zustand. Möchte doch der Plan, eine mit Steinen beschlagene Land-oder Commerzstraße zu errichten ausgeführt werden, welche Vortheile würde die ganze Gegend davon haben, um so mehr, da sie gerade zu nach Gmünd führt!

Je mehr man sich Stauffen nähert, desto höher steigt der Weg, jedoch aber nicht sehr merklich. Der Eichwald hört auf, die grüne Gipfel der Tannen ragen weit hervor, und man glaubt sich in eine Gegend des Schwarzwalds versezt. — Bald aber kommt man in ein düsteres Erlen-Wäldchen, in welchem der Gesang mancherlei Vögel und selbst der Nächtigallen nicht wenig überraschend und angenehm ist. Unvermuthet wird es heller, und man sieht links ein Wiesenthal, meist mit Bäumen bepflanzt, und unten daran ein liebliches Dörfchen oder Weiler, Hohenrein genannt. Aber der Hinaufblick gegen Stauffen hat im Anfang etwas finsteres und wildes. Man steht nun am Fuß des Bergs, der sich über diesem Flecken aufthürmt. Wenige Häuser fallen ins Gesicht. Links sieht man auf einem Hügel, die Spielburg genannt, hangende Kalkstein Felsen, als ob sie die Lava wären, die ein ehmaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Eine Ziegelhütte liegt einsam darneben. Eine schöne Straße führt den Wandrer, unter einer vortrefflichen Aussicht die beträchtliche Anhöhe hinauf. Er athmet etwas stärker, doch in wenigen Minuten ist er mitten

in Stauffen, wo wir ihn ausrasten, und weiterhin die nöthige Kunde einziehen lassen wollen.

Der Berg Hohenstauff.

Die Höhe des Hohenstauffs ist noch nicht pünktlich genug bestimmt. Vom Fuß des Bergs an braucht man im gehen eine kleine Viertelstunde biß in die Mitte des Fleckens, und von da an eben so weit biß auf die höchste Höhe. Die Strasse hinauf ist im vorigen Sommer vortrefflich bearbeitet worden. Sie ist so breit und bequem, daß man ohne alle Gefahr hinauffahren kann. Sie zieht sich Zikzak an dem Berg hinauf, und ist auf der abhangenden Seite mit Schranken eingefaßt, und nun mit jungen Tannenbaumchen besezt. Auch einem Fußgänger wird der Weg wenig sauer; nur kann es geschehen, daß es ihm bei immer weiterer Aussicht schwindelt, weil es ihm scheint, als ob er auf einer Brücke gegen die Wolken hinaufsteige. Von hohen Empfindungen begeistert, tritt er nun, von der Vorwelt Schauer umweht —, auf die höchste Höhe des Bergs, die eine ovale Ebene formirt, und bei nahe drey Würtemb. Morgen im Umfang hat. Und jezt steht ihm, bei heiterem Wetter, eine Aussicht offen, daß sich sein Auge kaum satt sehen kann.

Dieser Berg hat das sonderbare, daß er ganz isolirt ist, und mit keinem andern Gebirge, wie. z. B. Teck, zusammenhängt, ausser, wenn man den Bergrücken, worauf er liegt, dazu nimmt. Er erhebt sich

in Piramiden förmiger Gestalt, wie von Menschen Händen gerundet, und zwar auf dem eben ermelten Bergrücken, der das Fils = und Remsthal, besonders gegen Gmünd hin, bildet. Gegen Mitternacht und Morgen hebt der Rechberg sein Haupt empor, der nachbarliche Nebenbuhler des Hohenstauffs, von gleicher Höhe, den aber Mutter Natur nicht so schön gebildet hat, wie diesen, indem er etwas holpricht ist. Ihn ziert auf seiner Höhe eine Kirche, und weiter unten das uralte Stammschloß der Freyherrn von Rechberg. Hinter ihm steht fest aber ohne Reiz in breiter Rundung der Stuiffenberg, vielleicht der höchste unter diesen dreyen, weil er sich auf einen schon ziemlich hohen Bergrücken hingelagert hat. Links erscheint die Stadt Gmünd in einem anmuthigen Thale, weiterhin der hohe Bernhardsberg, mit einer Kirche geziert, den man als die Ecksäule und das Ende der schwäbischen Alpen ansehen kann. Und endlich in der weitesten Entfernung das Schloß bey Ellwangen, und die südliche Gegenden von Franken.

Gegen Mittag hin schaut Stauffenek, eine gräflich Degenfeldische Burg, freundlich herüber, und wenn gleich hier die Aussicht etwas eingeschränkter ist, so verliert sich doch das Auge weit hin über die Kettengebirge der Alpen.

Gegen Abend entdeckt ein geschärftes Aug die hohe Seitenwand des Schwarzwaldes, die Herrenalb und Gernspach von diesem scheidet, und sogar die Vogesen zwischen Elsaß und Lothringen; Näher aber das prächtige Hohenheim, die Solitude, und mehr

rechts den Michelsberg und den Wartthurm bei Heilbronn, und links in der Pfalz verliert sich das Auge.

Die herrliche Aussicht, wodurch man sich über alle Welt erhoben sieht, die frische, reine Luft, die selbst dem schwehr athmenden so wohl bekommt, die ebene Rundung, auf welcher der Beobachter wie auf dem Rand eines Tellers herumwandlen kann, das heilige Gefühl, das gegen den Schöpfer der Natur aus seiner Seele empor steigt, und die Rückerinnerung an jene erhabene Fürsten, die hier zur Ehre Schwabens aufblühten, werden wohl jeden empfindenden Seher für seine mühsame Schritte entschädigen.

Seit einigen Jahren ist auch wirklich der Enthusiasmus, der so lange Zeit schlummerte, für diesen ehmaligen Kaiser-Siz erwacht, und sehr viele Fremde besuchen diesen Berg zur Sommerszeit. Selbst die erhabene Regenten Schwabens, diese rühmwürdigen Nachfolger jener längst zu den Sternen emporgestiegener Fürsten ehrten durch Ihre höchste Anwesenheit das Andenken jener unsterblichen Friedriche, die der Stolz der Nation waren. Der Zeit nach nenne ich mit tiefster Ehrfurcht folgende:

Den Durchl. Markgrafen von Baden Carl Friedrich, nun Churfürst, mit höchstdero Durchl. Familie den 7. Octob. 1795.

Ihre Königl. Hoheit, Mathildis Gemahlin Unsers Durchl. Churfürsten, in Begleitung der Durchl. Prinzen und Prinzessin Würtembergs, den 5ten Sept. 1799. Höchstdieselbe erneuerten das Andenken der

Isabelle, König Johanns von England Tochter, Kaiser Friedrich II. Gemahlin, um das Jahr 1228.

Den Durchl. Churfürsten von Würtenberg, Friedrich II. höchstwelche den 12ten Augst. 1803. im Gefolg Ihrer Minister und Ihres Hofstaats den Hohestauff einige Stunden beaugenscheinigten und dadurch, unter dem Jubel der Zuschauer, die Schatten jener altschwäbischen Fürsten ehrten.

Einige Tage darauf pilgerten viele Hunderte aus allen Ständen nach diesem ehrwürdigen Berg, wo sie unter den aufgerichteten Piramiden und Obelisken, und unter dem Wehen des Erz = Panners wandelten. Nie ist eine Wallfahrt schöner und ehrenvoller gewesen.

Ich glaube hier nicht besser enden zu können, als mit den Worten des patriotischen Pahls in der National Kronik der Teutschen:

„Heut zu Tage bauen wir keine Wälle mehr um „die Städte; aber es ist eines gebildeten Jahr„hunderts würdig, daß es auf der Spitze des „Hohenstauffs einen Tempel, oder ein Pantheon „aufführe, nach vaterländischer Ursitte mit Eichen „umpflanzt, und auf seinen Altar: (ich setze hin„zu — wenigstens auf einen Obelisk:) die Auf„schrift seze:

„Den würdigen Verfechtern der teutschen Frei„heit, und den ersten Aufklärern des westlichen „Europa.

Ursprung des Hauses Stauffen.

Er verliert sich beinahe im grauen Alterthum, und daher stößt man bei den Geschichtschreibern auf manche Zweifel und Muthmasungen, oder auf gänzliche Verirrungen. Manchen fehlte es an genauer geographischer Kenntniß. Theils die vielen Burgen, die sich Stauffen nennen, z. B. bei Giengen und Hohentwiel, theils, daß neben der Herzogl. und Kaiserlichen Linie, und sogar nach Erlöschung derselben, eine Dynasten — oder Ritter = Familie von Stauffen blühte, machen dem Geschichtforscher keine geringe Schwierigkeiten. Hiezu kommt noch, daß, da einmal der Stammvatter dieses erhabenen Geschlechts zuverläsig Friedrich von Büren genennt wird, die Frage entsteht; welcher Ort Büren, Buren oder Beuren gemeint sey? Ich habe die älteste und auch neuere Schriftsteller aufs sorgfältigste geprüft, wovon ich dem Leser das Resultat vorlege.

Daß dieß berühmte Geschlecht von den Pfalzgrafen von Tübingen abstamme, und diß bloß um der Nachbarschaft ihrer Länder willen, ist nichts als eine ungegründete Muthmasung. Eben so wenig von den Grafen von Neuffen, weil es gewiß kein hinlänglicher Grund ist, wenn man sagt, daß Friedrich, der erste Herzog dieses Geschlechts und Graf Kunrad von Neuffen immer die treuesten Anhänger Kaiser Heinrich IV. gewesen seyen. Noch sonderbarer ist es, wenn man Blaubeuren= oder Kauffbeuren zu ihrem Stammort machen will, denn in diesen Gegenden hatte das Hauß Stauffen damals noch keine Erbgüter, die sich erst nach

Erhaltung der Herzoglichen Würde weiter ausdehnten. Ein Stammschloß aber sucht man gewöhnlich nicht ausser den Erblanden.

Die Dynasten von Büren, die ihren Namen, wie wir sehen werden, in den von Stauffen verwandelten, hatten ihre Stamm- und Erbgüter schon im Zehnten Jahrhundert in der Gegend vom Herdfeld an nahe bei Königsbronn, am Kocherfluß hinunter, über Aalen und Gmünd hin, an der Rems herab, wo besonders Lorch, das Kloster, auf einer schönen Anhöhe an der Landstraße liegend, samt dem stadt-ähnlichen Marktflecken gleichen Namens, und besonders die Herrschaft Waldhausen, wo die Herren von Stauffen ihre Kanzley gehabt haben sollen, bemerkt werden muß — biß an die Lein und den Murrfluß. Denn Herzog Friedrich der ältere, besaß schon im eilften Jahrhundert die Burg auf dem Elisabethen Berg, dem Dorf Waldhausen gegen über, die erst im Baurenkrieg zerstört wurde! diese ihre Erbgüter scheinen nicht sehr beträchlich gewesen zu seyn, doch zogen sie sich auf der linken Seite über das Filsgau biß an die Rems hinüber. In diesem Erbdistrikt müssen wir nun ihr Stammhauß suchen.

Ich muß es hier wiederholen, daß die älteste Geschichtschreiber den Stammvater des edlen Geschlechts von Stauffen — Friedrich von Büren nennen. Und diß namentlich der Abt Wibald *) von Corvey und Stablo, der unter dem Kaiser Kunrad III. in der ersten Hälfte des Zwölften Jahrhunderts lebte. Er war

*) Frider de Buren genuit Frid. Ducem, qui Stophen condidit.

ein Prälat von grosem Ansehen, dessen Zeugniß unverwerflich ist, und der es wissen mußte, wer Kaiser Kunrads Großvater war. Jenes Friedrich von Büren Sohn, Friedrich, nahm zuerst den Namen von Stauffen an, oder erneuerte denselben. Denn die Burg Stoyffen oder Stauffen ist viel älter; Sie wurde aber im Krieg zerstört, und er erbaute sie wieder, und wohnte darinn.

Aber welches ist der Ort, von welchem der Stammvatter des Hauses Stauffen, Friedrich von Büren benennt wird? — Nicht nur wahrscheinlich sondern gewiß ist es, der Marktfleken Wäschenbeuren, der in der Mitte der alten Bürischen Stammgüter zwischen Hohenstauffen und Lorch liegt. In den ältesten Urkunden biß ins vierzehnte Jahrhundert und weiter hin wird dieser Ort immer Büren, Buren und Beuren genannt. — Noch 1347. da Konrad von Rechberg, von Ramsberg genannt, eine Frühmesse zum Heil seiner Seele in diesem Ort stiftete, wird es Büren und Buren genannt. Eben so in einer andern Urkunde 1483. aus Anlaß der Kapelle daselbst. Bald Wäschenbeuren, bald Buren. Den Zusaz Wäschen — bekam der Ort erst zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts zum Andenken eines Ritters, genannt Wäscher, der unten vorkommen wird. Nicht weit davon liegt das Weiler Bürenbach, welches zum Theil noch nach Beuren gehört.

Weiter! Eine viertelsmeile von Wäschenbeuren gegen Mitternacht liegt ein uraltes Gebäude, wenigstens was die Mauren betrift, das Wäschen Schlößle genannt, das mit einem tiefen Graben umgeben ist. Ohne Zweifel bekam es erst lange hernach diesen Na-

men zur Ehre jenes Ritters. Denn noch steht an dem Eingang desselben die Jahrzahl 1160. Der Einbau ist neuer, und wird zum Theil noch bewohnt und benuzt. Nicht weit davon liegt, der mit vielen Feldern umgebene Wäschenhof, nahe dabei aber, gegen Beuren hin in einer weiten, offenen Gegend der Buren, welches ein großer Grasgarten ist, mitten unter Akerfeldern, in dessen Mitte ein altes Hauß steht, das in der ganzen Rundung mit einem Graben, wie es vor Alters gewöhnlich war, umgeben ist, aus dem man die herrlichste Aussicht hat. Man nennt ihn noch den Buren, oder auf dem Buren, öfters auch den Burren, das er aber nicht ist. Denn er liegt auf einer sehr weiten etwas erhabnen Ebene. Mich dünkt, daß dieß der älteste heimatliche Siz der von Büren gewesen sey, und man kann ihn mit bemeltem Schlößchen als die Wiege dieses edlen Geschlechts ansehen. — Wäschenbeuren selbst hat keine Burg, kein Schloß, oder Spuren davon. Das Amthauß scheint nichts dergleichen gewesen zu seyn. Dieser Ort, samt Hof und Schlößchen kam in vielerlei Hände. Gegenwärtig aber sind die Grafen von Thurn und Taxis in Tyrol, und der Freyherr von Freyberg in Hürbel an der Donau, Besitzer davon.

Ich denke dieser Beweiß werde einleuchtend genug seyn. — Erwägt man noch dabei, daß das so nahe Kloster Lorch in dem Bürischen Erbdistrict im Nibelgau liegt, daß daselbst die höchsten Personen dieses erhabenen Geschlechts begraben worden sind *), daß auch das

*) Namentlich führt sie der gründliche Schriftsteller Pastor Binder in der Geschichte der Würtenb. Abteyen im Vorbericht zum Kl. Lorch an.

nemliche Kloster noch einen grosen Theil des Zehndens von Beuren beziehet, und daß es die nemliche Weiler und Höfe, einst Besizungen derer von Stauffen, die ihm der Stifter gab, noch habe, so hat diß so vielen Bezug aufeinander, daß das bereits angeführte ganz dadurch bestätiget wird. Vielleicht verdient auch noch angemerkt zu werden, daß die Pfarrey Stauffen noch biß diese Stunde ewige Zinse und Hüner von Beuren und von einigen Höfen, nahe am Wäscherschlößle gelegen, bezieht. —

Ist nun das Stammhauß Büren ins Licht gestellt, so entsteht die Frage: von welchem Stande die von Büren gewesen seyen? Einer der ältesten Geschichtschreiber *) nennt sie nobiles und militares Simplices, gemeine Edelleute, welches aber ohne Zweifel von ihrem Ursprung an zu verstehen ist. Denn es beweist nicht mehr, als daß sie, wenn gleich von sehr edler Geburt, doch noch keine Grafen und Herzoge waren. Alle Umstände nöthigen uns, zwei Linien derer von Büren anzunehmen, die einen Ursprung hatten, aber nur in entfernten Graden miteinander verwandt waren. Denn es ist begreiflich, daß ihre nicht unbeträchtliche Erbgüter unter einigen ihres Geschlechts getheilt worden sind. Eine Linie blieb im Ritterstande, und hatte ihren Siz zu Büren oder Beuren. Die andre schwang sich immer höher, und nannte sich weiter hin von Stauffen, welches einige Jahrhunderte vorher wahrscheinlich ihr ursprünglicher Name war. Wir wollen den Beweiß, den der verdienstvolle Würtenbergische Geschichtschrei-

*) Koeler de Geneol. Famil. Aug. Stauff:

der Sattler davon angiebt, mit mehreren Gründen bestärken.

Otto, Bischoff von Freysingen, der zur Zeit K. Lothars, Kunrads III. und Friedrichs I. lebte, nennt Friedrich den ältern, der nachgehends Herzog von Schwaben wurde, und sich von Stauffen schrieb, einen Grafen, und sezt hinzu, daß er aus den edelsten Grafen Schwabens entsprossen sey. Denn schon sein Vater, Friedrich Graf von Büren kam durch seine Vermählung, wie wir weiterhin sehen werden, in Verwandschaft mit den edelsten Häusern Teutschlands. Er ist es, von dem die Herzogliche und Kaiserliche Linie entsprossen ist. Die andre Linie wohnte zu Büren, welches ihr Erbtheil war, und wovon sie sich schrieben, bald aber auch um mehreren Ansehen und Glanzes willen den Namen von Stauffen annahmen. Volkland von Stauffen, der Stifter des Kl. Adelberg, dessen Brüder oder Anverwandte Friedrich, Kunrad und Berthold von Stauffen waren, scheinen mit dieser Linie verwandt gewesen zu seyn. Sattler glaubt das nicht, und zwar darum, weil K. Friedrich I. in der Bestätigungs-Urkunde dieses Klosters 1181. den Volkland seinen Ministerialem, Dienst- oder Burgmann nennt. Aber vielleicht vertraute er ihm die Burg Stauffen als Burgvogt an, oder er war sonst in seinen Kriegsdiensten. Ein Ritter, der das Kl. Adelberg stiften konnte, war gewiß nicht so unbedeutend, und zu dem wüßte ich nicht zu erklären, wie dieser Volkland seine Erbgüter in dieser Gegend, zwischen der Fils und Rems könnte gehabt haben. Crusius nennt zwar diesen Volkland auch von Eberspach, weil er da wohnte, Stauffen aber war sein Stammname.

Aber zuverläsiger ist es, daß noch nach Erlöschung des Schwäbischen Kaiserstamms 1271. ein Ritter Kunrad, der Wäscher oder Wascher genannt, mit seinem Sohn und seinem Bruder Egeno in der Geschichte erscheint, welch lezterer sich in seinem Sigill von Stauffen schrieb. Diese musten von jener Neben-Linie abstammen. Denn ihnen gehörte Beuren und Kunrad wohnte in der Burg oder dem Schlößchen, welches das Stamm- und Erbgut Friedrichs von Büren war, und nachgehends nach seinem Beinamen das Wäschenschlößle genannt worden, und noch heut zu Tage so genannt wird. Er prätendirte mit seinem Sohn die Kastenvogtey über das Kl. Lorch, und das aus dem Grunde, weil er von denen von Buren oder Stauffen abstamme. Denn in dem Stiftungsbrief wurde es anbedingt, daß immer der Aelteste der Familie die Kastenvogtey über diß Kloster haben solle. — Zwar wollte es sich keinen Schuzvogt aufdringen lassen, weßwegen er ihm vielen Schaden zufügte, aber erst 1271. da Kunradin, der lezte von dem Kaiserlichen Hause, bereits einige Jahre tod war, wurde nach vielen Verhandlungen ein Verglich zu Stande gebracht, nach welchem Kunrad, mit Einwilligung seines Sohns und Bruders, sich dieses Rechts begab, welches Recht dann bald 1291. an Würtenberg, wegen der Herrschaft Waldhausen übergegangen ist.

Noch ist anmerkenswerth, daß eben dieser Kunrad und sein Sohn ihre im Nibelgau gelegene Güter an das Kl. Lorch gegen einen Hof nahe bei Beuren vertauschten, welches der obige Wäschenhof ist. Es scheint, daß sie in ihren Besitzungen immer weiter herunter gekommen, weil nun das Schwäbisch-Kaiserliche Hauß

ausgestorben war, und ihnen die Glücks Sonne immer mehr untergieng.

Diese Erläuterungen vorausgesezt nähern wir uns dem biß zum Kaiserthron aufgestiegenen Hauße Stauffen, an dessen Spize steht desselben —

Stammvater.

Friedrich Graf von Büren oder Buren.

Sein Vater hieß auch Friedrich, aber nie wird sein Stammname genannt. Wibald a. giebt ihm eine Schwester Bertha, wovon die Stamm-Tabelle nachgesehen werden kann. Unstreitig gehörte ihm die Burg Stauffen; denn sonst hätte er sie nicht an seinen Sohn übergeben können. Sie ist aber viel älter, als vom Jahr 1070. wo sie sein Sohn Friedrich, nach ihrer Zerstöhrung, wieder nach und nach herstellte. Sattler sagt, daß in der Kirche zu Gr. Bottwar ein Grabstein zum Andenken einer Frau zu Hohenstauffen, und zwar im Jahr 906. aufgerichtet worden, auf den sich Vogt, Burgermeister und Gericht daselbst, als einen zuverläsigen Beweiß beriefen, daß ihre Stadt schon ziemlich alt sey. — Das höhere Alterthum dieses berühmten Geschlechts beweist auch diß, daß Hildegard, die Wittwe Heinrichs von Stauffen, eine geb. Gräfin von Helfenstein schon 1060. die Kirche und das Stifthauß in dem Dorf Lorch erbaute, und mit einem Probst und sechs Chorherrn

a: Wibaldi Eod. epist.

und eben so vielen Vikaren versah, welches nachher mit dem Kloster vereinigt worden. b.

Könnte dieser Heinrich nicht ein Bruder Friedrichs von Büren gewesen seyn, oder doch ein naher Anverwandter, unter welchem Stauffen zerstört worden? Ist es nicht wahrscheinlich, daß weil diese Burg nicht mehr da, wenigstens nicht mehr bewohnbar war, Friedrich zu Büren oder Buren wohnte, und sich daher von diesem seinem Wohnsiz schrieb, biß sein Sohn die Burg wieder herstellte, und den alten Geschlechts = Namen erneuerte? Es scheint auch, daß dieser Heinrich frühzeitig und ohne Kinder gestorben, weil keine genannt werden, und jene Stiftung vielleicht ohne diesen Umstand nicht geschehen wäre. War es nicht natürlich, daß Stopffen mit Waldhausen an Friedrich von Büren und seinen Sohn übergieng? Ich sehe hierin gar nichts gezwungenes, vielmehr wird es dadurch begreiflicher, daß Büren oder Stauffen ein Geschlecht, eine Familie war. Die Veränderung der Namen nach den Burgen war überhaupt in diesem Zeitalter gar nichts ungewöhnliches.

Friedrich muß ungefähr zwischen 1015. biß 1020. gebohren seyn. Ich nehme diese Jahrzahl aus Gründen an, um den Leser in den Zeitpunkt hinein zu versezen, von welchem sich unsre Geschichte anhebt. Es ist wenig von ihm bekannt, weil die älteste Geschichtschreiber seiner wenig gedenken. Albrecht Graf von Würtenberg war sein Zeitgenosse und Nachbar dessen Besizungen sich schon an dem Neker hinab biß hin-

b. nach Binder a. a. Ort.

über Schorndorf erstreckten. In welchem Ansehen Friedrich gestanden, davon zeugt *) seine Vermählung mit Hildegard, einer Tochter Graf Hermanns von Hohenlohe und Urenkelinn Hermanns II. von Allemannien. Denn dieses Herzogs Tochter Mechtild vermählte sich an Graf Kunrad in Franken, der mit ihr Graf Hermann den Hohenlohischen Stammvater erzeugte. Dessen Gemahlin Adelheit, Wittwe Graf Kunrads von Franken, deren Sohn Kunrad, der Salier, den K. Thron bestieg, wurde in der zwoten Ehe die Mutter Hildegardens, welche Friedrich von Büren zur Ehe bekam. Sie war also jenes Kaises Stiefschwester. Dadurch wird das bestätiget, was Otto von Freysingen sagt: daß sein Sohn Friedrich aus den edelsten Gräflichen Geschlechtern entsprossen sey.

Aus dieser Verbindung läßt sich schliessen, daß er sich treu an das Kaiserliche Hauß hielt, und unter K. Kunrad II. seinem Sohn Heinrich II. und noch einige Zeit unter seinem Enkel Heinrich IV. in den Zügen nach Ungarn, Italien und in den Fehden Teutschlands nicht unthätig geblieben, sondern wie es damals Sitte war, seine ritterliche Tapferkeit dabei bewiesen habe. Wie hoch er seine Jahre gebracht, und wann er gestorben? ist unbekannt.

Es folgt nun sein Sohn.

(* Nach Hanselmanns Tab. Genealog: und Sattler.

Friedrich, der Alte genannt,

Graf von Stauffen, Stoyphen oder Stophen, erster Herzog von Schwaben, Franken und Elsaß.

Wann er gebohren sey, finde ich nirgends. In diesem Zeitalter bekümmerte man sich wenig um dergleichen Umstände. Sehr wahrscheinlich aber 1050. oder bald darnach. Er soll zwei Brüder gehabt haben, davon einer Kunrad oder Ludwig ein Pfalzgraf genennt wird, der andre Otto Bischoff von Straßburg gewesen seyn soll. Crusius aber sagt, daß dieser obigen Heinrichs von Stauffen Sohn gewesen. Ohne Zweifel sah er zuerst das Licht der Welt auf der heimatlichen Burg Büren oder Buren, wo er auch erzogen wurde. Denn um diese Zeit muß die Burg Stauffen größtentheils verwüstet gewesen seyn. Crusius, sonst eben nicht der beste Gewährsmann, zielt darauf, indem er sagt: diese Feste sey einst belagert worden. Um in sie hinein zu kommen, haben die Feinde den Berg von der Mitte an hinaufwärts durchgraben. Davon sind noch die Spuren da, gegen Abend, oder Beuren zu. Es ist ein Gang oder eine Höhle, in der die Felßen durchgehauen sind, etwa 4. Schuh hoch, und jezt noch, so weit man hinein kann, in der Länge 5. Ruthen. Crusius nennt sie die Heidenlöcher, wie sie noch jezt genannt werden.

Nach zuverläsigen Zeugnissen ist er der Erbauer, oder Wiederhersteller der Burg Stauffen. Wibald sagt von ihm qui Stophen condidit d. i. der Stophen erbaute. Bischoff Otto von Freisingen aber gebraucht den merkwürdigen Ausdruck: Friedericus, ex nobilissimis Sueviae Comitibus originem trahens, in Castro, Stoyphe dicto, coloniam posuerat. *). Sattler meint, das heiße so viel, als er habe diese Burg bevölkert d. i. mit den Seinigen bewohnt, oder seine Residenz da aufgeschlagen. Aber so gewiß diese Wiedererbauung und Bewohnung ist, so scheinen doch diese Worte noch etwas mehr zu sagen. Vielleicht diß, wenn es gleich heißt: in Castro Stoyphe, daß er den Berg nahe an der Burg nach und nach überbauen ließ, woraus das Dorf Stauffen entstand. — Da er einmal hier Hof hielt, so muste er doch auch die nöthigste Handwerksleute in der Nähe um sich haben, besonders diejenige, die man zum bauen brauchte. Eben aus diesem Grunde wurde weiterhin die Burg oder das Schloß nicht mehr Stauffen, sondern Hohenstauffen genannt, weil das Dorf viel niederer lag, als jenes. Indessen nannte sich Friedrich von nun an nicht mehr von Büren, sondern von Stauffen, und bestätigte dadurch den Namen seiner Vorfahrer.

Von Jugend auf in den ritterlichen Waffen geübt, zeichnete er sich noch als Graf, unter K. Heinrich dem IV. durch sein kluges und tapferes Betragen aus. Die-

*) Lib. I. c. 8. Friedrich von den edelsten Grafen Schwabens entsprossen, sezte eine Colonie auf die Burg, Stoyphe genannt.

ser unglückliche Monarch, der bei reiferen Jahren mit mehr Bedachtsamkeit zu Werke gieng, als vormals, schlug die Sachsen und Thüringer, die sich zu vieler Freiheit anmaßen wollten, 1075. Auch Friedrich war mit seinen tapfern Schwaben dabei, und empfahl sich dem Kaiser sehr durch sein weises und heldenmüthigens Benehmen. Eben so als Rudolph von Schwaben 1077. ungern und durch Päbstl. Ueberredung wider Heinrich seinen Schwager sich zum Kaiser wählen ließ, war er Heinrichs getreuester Anhänger. — Denn, da Heinrich einige Jahre darauf in den Schlachten bei Müllerstatt in Franken, und bei Fladenheim in Thüringen über Rudolph, der seine Hand und sein Leben dabei verlohr, den vollständigsten Sieg erhielt, that auch hier Friedrich, der der eigentliche Feldherr war, Wunder der Tapferkeit. Selbst in der abscheulichen Fehde mit dem vermeinten Erden-Gott Hildebrand oder dem Pabst Gregor VII. und bei seiner nachherigen schmählichen Erniedrigung 1077. war nichts vermögend, seine Treue zu erschüttern, wenn auch gleich vorher die meisten Fürsten und Bischöfe Teutschlands, um des Bannstrahls willen, von Heinrich abfielen.

Diese treue Anhänglichkeit an den Kaiser, sein weises und tapferes Betragen, und selbst der grose Einfluß, den seine kluge Thätigkeit auf die Angelegenheiten des Reichs hatte, brachten Heinrich auf den Entschluß, ihn mit sich näher zu verbinden und ihm seine Tochter zur Gemahlin und das eben erledigte Herzogthum Schwaben gleichsam zur Mitgift zu geben. Was hievon Otto von Freysingen erzählt, verdient wörtlich angeführt zu werden. „Friedrich, sagt er, war klug und

vorsichtig in Rathschlägen, und dabei ein tapferer Ritter, der längst an das kaiserliche Hoflager aufgenommen war, wo er gute Zeit mit stritt, nnd die Pflichten eines der tapfersten und edelsten Krieger erfüllte. Dem Kaiser stand er in jeder gefahrvollen Lage bei. Dieser Fürst, der wohl sahe, wie schwankend und mißlich der Zustand des Reichs und gemeinen Wesens sey, berief vorgemelten Grafen heimlich zu sich, und redete ihn folgender Gestalt an: braver Mann! der Ihr mir unter allen im Frieden am treuesten waret, und mir im Krieg am tapfersten beistundet. Sehet, wie nirgends kein Glaube und keine Treue mehr ist, und wie gottlos es überhaupt im Reich zugeht. — — Ermannet Euch und kämpfet, ferner als ein Held wider die Reichsfeinde! Eurer vorigen Verdienste bin ich noch wohleingedenk, und auch auf die Zukunft werde ich mich nicht undankbar beweisen. Ich will, sezte er hinzu, Euch meine einige Tochter, die ich noch habe, zum Weibe geben, und das Herzogthum Schwaben dazu, in welches Herzog Berthold eben eingefallen ist. Eine wahrhaft kaiserliche Belohnung, die nicht schöner und wichtiger seyn konnte, und die der stärkste Beweiß war, wie hoch ihn der Kaiser schäzte. Bald darauf bekam Friedrich seine geliebte Agnes und mit ihr das Herzogthum Schwaben 1080. aber auch mit diesem leztern einen Zankapfel, der diese sehr schäzbare Zugabe nicht wenig verbitterte. Herzog Berthold von Zähringen, ein Tochtermann des Gegen-Kaiser Rudolphs, vorher Herzogs in Schwaben — maßte sich des Herzogthums an, und überfiel Schwaben feindlich. Alle die Freunde Friedrichs waren, hielten es auch mit Kaiser Heinrich IV. Die übrigen, und vielleicht die meisten, waren wider Heinrich und auf Ber-

tholds Seite. Und unter diesen lezten waren auch die Grafen von Tübingen und Achalm. Die Herzoge in Bayern wollten diese Fehde benuzen, und ihre Besizungen in Schwaben immer weiter durch Gewalt der Waffen ausbreiten. — Welff, der ältere, wurde besonders als ein gemeinschaftlicher Feind Schwabens angesehen. — Denn selten hatte er Ruhe, und suchte andern immer etwas abzuzwaken.

Aber Friedrich that alles, seine Belehnung zu behaupten. Den Anfang machte er damit, daß er in Abwesenheit des Kaisers den Herzog Welff von Bayern bekriegte. Welff aber, der Bertholds und des neuerwählten Kaiser Hermanns Truppen an sich zog, und dem Herzog Friedrich überlegen war, lieferte ihm 1081. eine Schlacht bei Hohenstein an der Donau. Kuno Pfalzgrafen von Tübingen Sohn, gleiches Namens, blieb darinn. Sie scheint nicht entscheidend gewesen zu seyn; doch muste sich Friedrich zuruckziehen, und die Folge war, daß nun die Schwaben Hermann für ihren König erkannten, der aber in den wenigen Jahren, die er noch lebte, nie wider Heinrich aufkommen konnte, und unbedeutend und unglücklich starb.

Berthold und Welff blieben immer in den Waffen. Friedrich besezte Augsburg, welche Stadt ihm und Kaiser Heinrich treu blieb. Jene belagerten sie, konnten aber nichts ausrichten. Nachgehends aber 1084. nahm sie doch Welff mit List ein, wo sie ausgeplündert und grausam zerstört wurde. Friedrich hingegen zerstörte die Festung Siebenaichen am Lech, welche die Bayern 1082. erbaut hatten. Auch besezte er im Jahr 1086. Wirzburg, welches darauf von den Schwaben und

Sachsen belagert wurde. — Heinrich wollte die Stadt entsezen, und lieferte eine Schlacht bei Bleichfeld, wurde aber geschlagen, weil ein Theil der Reuterey treulos und verrätherisch handelte. Sie gieng also den 11.ten August. über. — Bald aber, weil die meiste feindliche Truppen nach Hauß giengen, bekam er sie wieder in die Hände.

Doch diese Unruhen legten sich endlich. Berthold starb 1090. Nach seinem Tode schien es eben nicht, als ob ihm die Schwaben nun geneigter seyn wollten, als vorher. — Sie waren meist unzufrieden und neidisch darüber, daß das Hauß Stauffen so sehr empor kommen sollte. Auch Berthold, des vorigen Sohn, trat in seines Vaters Fußstapfen, und wollte Schwabens Herzog seyn. — Sein Bruder, Bischoff Gebhard von Costanz, veranstaltete eine Zusammenkunft der Schwäbischen Fürsten. Und diese wählten, wie leicht voraus zu sehen war, Berthold zu ihrem Herzog. Allein diese Wahl hatte keine sonderliche Folgen. Denn zulezt, als Berthold nicht aufkommen konnte, dem der Friede überhaupt lieber war, als die ewige Fehden, trat er das Herzogthum an Friedrich in Güte, doch unter gewissen Bedingungen, ab. Dazu trug auch Kaiser Heinrich viel bei, indem er Berthold vorstellen ließ, er solle bedenken, wie er Friedrich längst vor ihm zum Herzog bestimmt hätte. — Doch kostete diß den neuen Herzog auch ein nicht unbeträchtliches Opfer, indem er Berthold einige Besitzungen in Schwaben, in der Mortenau, und besonders die Stadt Zürch abtrat, die zu den Einkünften des Herzogthums gehört hatten, und also von Schwaben abgerissen wurden. Auf diese Weise behauptete er mit groser Kraft und

Klugheit, seine hohe Würde die ihm von Kaiser Heinrich sogar erblich ertheilt wurde.

So lang Friedrich noch lebte, lag ihm nichts mehr am Herzen, als das Interesse seines Hauses und besonders des Kaisers, seines Schwiegervaters. Ihm stand er in den gefahrvollsten Lagen seiner Regierung nach allen Kräften bei, und vorzüglich bewieß er eine unwandelbare Treue, als Heinrich das traurige Schiksal erlebte, daß sein Sohn, Kunrad, auf Anstiftung Pabst Urbans, und der bekannten Mathildis die ihm mancherlei Vorspieglungen und Versprechungen machten, wider seinen Vater aufstand. 1093.

Gegen das Ende seines Lebens war in Schwaben alles ruhig, weil damals die Kreuzzüge anfiengen, und man es für unchristlich hielt, in dieser Zwischen-Zeit, gegen seinen Nachbar die Waffen zu ergreifen. Den unglücklichen Lebens- und Regierungs-Schluss Kaiser Heinrichs IV. erlebte er nicht mehr. Denn noch ein Jahr vor dem Tode desselben endete dieser vortrefliche Fürst seine rühmliche Laufbahn. Er starb 1105. in einem Alter von ungefehr 55. Jahren, und wurde in dem von ihm gestifteten Kl. Lorch beigesezt. Denn 3. Jahre vor seinem Tode verwandelte er seine Burg Lorch in ein Benediktiner Kloster. 1102.

Herzog Friedrich war ohne Zweifel einer der tapfersten, weisesten und besten Fürsten seines Zeitalters! Bei allen Meutereyen und Fehden, welche die Habsucht, der Aberglaube und die raue Sitten seiner Zeit erregten, blieb er seinen weisen Grundsäzen treu, die von hellen Einsichten zeugen. Seine Herzogliche Würde vertheidigte er mannhaft, und wenn gleich ein

Theil von Oberschwaben abgerissen wurde, so brachten es solche Umstände mit sich, denen er nachgeben mußte, wollte er anderst einmal Friede haben. Dafür verwandelten sich die Herzogliche Besizungen nach und nach in Erb- und eigenthümliche Güter; wodurch der Reichthum und Glanz seines Hauses nicht wenig zunahm. Er ist es, der die Burg Stauffen wiederherstellte, und sie zu einem Wohnschloß verschönerte, das nach den ältesten Zeichnungen solid und prachtvoll gewesen seyn muß. Hier war auch, gegen dem Dorf hin, ein groser Flügel angebracht, den das Frauenzimmer bewohnte. Die ruhigste Tage seines Lebens brachte er selbst hier zu, aber gewiß nicht unthätig, indem er Göppingen, Gmünd *), und das Dorf Stauffen zu bauen anfieng. Er war es auch, der die wilde Gegend, die meist mit finstern Tannenwäldern bewachsen war, in fruchtbare Felder umschuf. Durch ihn käumten Künste und mancherlei Gewerbe auf, die an diesem Hof, wo sich der Schwäbische Adel versammelte, Aufmunterung und Belohnung fanden. Seinen Nachkommen bahnte er den Weg zum Kaiserthron, der schon seinem Sohn Kunrad zu Theil wurde. Sein Bildniß verdient im Tempel der Unsterblichkeit aufbewahrt zu werden.

Er hinterließ seine Gemahlin Agnes, Heinrich IV. Tochter, die sich 6. Jahr nach seinem Tode 1111. an Leopold von Oestreich verheyrathete, und zwei Söhne Friedrich und Kunrad:

Es folgt nun in der Reyhe der Schwäbischen Herzoge:

*) S. den fleissigen Geschichtforscher Pf. Rink in der Beschreibung der Stadt Gmünd.

Friedrich, der einäugige,

Herzog in Schwaben, der Sohn des vorigen ersten Herzogs.

Er wurde gebohren 1090. und auf dem Burgschloß Stauffen mit seinem Bruder Kunrad fürstlich erzogen. Unter seinem heldenmüthigen Vater wurde er frühe zu den Waffen gewöhnt, die er bald meistermäßig zu gebrauchen wuste. Noch als Jünglinge hatten beide Brüder eine Fehde mit den Herzogen Heinrich und Welff von Bayern, denen sie eine Schlacht lieferten, in welcher die Grafen von Würtenberg Albrecht und Berthold ihnen Beistanden, (um 1110.) und beide verwundet wurden. Diese leztern waren um so eifriger und hiziger im Kampf wider die Bayerischen Fürsten, da diese ihnen vorher ihr Schloß Würtemberg zerstört hatten.

Friedrich sezte sich bald durch sein edles und weises Betragen und seinen Heldenmuth in grose Achtung. Als Kaiser Heinrich V. die Kaiserliche Gerechtsame, besonders in Absicht auf die Investitur der Bischöffe, noch stärker als sein Vater, vertheidigte, erwieß ihm Friedrich, sein Neffe, dabei grose Dienste.

Ja als der Kaiser einen Zug nach Italien vornahm (1116.) theils seine ererbte Länder in Besiz zu nehmen theils den Pabst zum Frieden zu nöthigen, vertraute er in der Zwischenzeit Friedrich, neben dem Herzog von Franken, die Verwaltung des teutschen Reichs an, und bestätigte dadurch das grose Vertrauen, das er in seine Klugheit und Tapferkeit sezte. Er verdiente es auch. Denn am Rhein schlug er Albrecht den Erz-Bischoff von Mainz und brachte da alles wieder in Ordnung. Eben das that Kunrad in Franken.

Nicht minder war er fest in seiner Anhänglichkeit an Heinrich V. als die mißvergnügte Fürsten, besonders die Sachsen auf Anstiften des Päbstlichen Gesandten dem Kaiser den Gehorsam aufkünden wollten, und half mitten unter den Waffen zwischen beiden Partheien einen Frieden stiften, der freilich nothgedrungen war, und wodurch endlich das kaiserliche Investiturs-Recht durch das Wormser Concordat 1122. größtentheils verlohren gieng.

Nach Kaiser Heinrichs V. Tod 1125; wurde Lotharius, Herzog zu Sachsen durch die listige Veranstaltung Albrechts, Erzbischofs von Mainz, eines Erzfeindes des Hauses Stauffen, zum Kaiser erwählt. Lothar, der unter dem vorigen Kaiser in die Acht erklärt worden, und lange gefangen saß, biß er unter grosser Demüthigung endlich Verzeihung erhielt, hatte diesen Schimpf noch nicht vergessen, und wollte seinen Unwillen Friedrich und Kunrad, als die nächste Anverwandte, fühlen lassen. Denn Friedrich war der Schwester Sohn Heinrichs V. dem dieser Kaiser die Reichskleinodien übergeben hatte. Ein Fürst des Throns

würdig und der schon einmal Reichs Verweser gewesen war. Aber es seye nun, daß das Andenken der beiden Heinriche den Fürsten und besonders den Bischöfen verhaft war, deren Anmaßungen sich auch Friedrich unter Heinrich V. widersezte, oder daß sie die Wahlgerechtigkeit desto mehr behaupten wollten. Friedrich fiel in der Wahl durch. Diß schmerzte ihn und die Schwaben und Franken nicht wenig, besonders darum, weil das Reichs Scepter nun wieder an die Sachsen übergieng. Friedrich gieng sehr mißvergnügt von dem Reichs-Convent weg, und veranstaltete bald darauf mit einigen Reichsfürsten eine andre Wahl. Sein Bruder Kunrad wurde zum Römischen König erwählt, und Friedrich war der erste, der ihm seine Stimme gab. — Eine Großmuth, die gewiß nicht ohne wichtige Gründe war.

Hieraus entstand ein Krieg, der über 9. Jahre dauerte. Die beide Brüder schlugen Lothar bei Nürnberg, dieser aber erholte sich bald wieder, und gewann Vortheile über jene. Der Herzog von Bayern Heinrich, Lothars Tochtermann, mischte sich auch in den Streit, und schlug sich mit den beiden Brüdern. Er gebrauchte sogar Hinderlist wider Friedrich, der sich aber in Zwiefalten noch glücklich rettete, und den mörderischen Nachstellungen durch seine Geistes-Gegenwart entgieng. Endlich nach vielen Kämpfen, unter welchen Kunrad die Longobardische Krone empfieng, aber die kaiserliche vom Pabst nie erlangen konnte, behielt Lothar zulezt die Oberhand. Friedrich, über den der Kaiser vornehmlich aufgebracht war, sah die furchtbare Folgen davon voraus. Um ihnen vorzu-

beugen, bemühte er sich um eine Aussöhnung mit dem Kaiser durch den berühmten und viel vermögenden Heil. Bernhard, Abt von Clairvaux, der auch dazu einen guten Grund legte. — Aber, weil er doch dem Kaiser Lothar noch nicht ganz trauen konnte, suchte er nach der Eroberung Ulms 1134. zu den Füssen der Kaiserin Richsa Vorsprache und Vergebung bei ihrem Gemahl, und erhielt sie. Die Aussöhnung kam zu Stande, und durch Vermittlung der Kaiserin wurde er auch von seinem siebenjährigen Bann losgesprochen. Schwaben aber wurde während dieser Zeit äusserst mitgenommen.

Friedrich hätte nun sein Leben in Ruhe zubringen können, wenn nicht Welff von Bayern, der sich seines Bruders Heinrich annahm, sie unterbrochen hätte. Zweimal brach er in Schwaben ein, aber auch zweimal wurde er von ihm geschlagen oder zurückgetrieben.

Noch erlebte er den höchsten Glanz seines Hauses als nach Lothars Tod sein Bruder Kunrad den Kaiser = Thron bestieg. Im abstrahlenden Glanze desselben vermehrte er seine Erbgüter durch beträchtliche Distrikte, und behauptete seine Unabhängigkeit, die er mit der Schwäbischen Herzogswürde vereint glaubte, durch Weißheit, Tapferkeit uud Gerechtigkeit.

Endlich, nahe an dem Schluß seines Lebens, lies sich sein Bruder, Kaiser Kunrad, zu einem Kreuzzug nach Asien bereden. Es schmerzte ihn dabei nichts so sehr, als daß sein Bruder seinen erstgebohrnen Sohn Friedrich, überredete, oder es ihm wenigstens erlaubte,

mitzuziehen. — Er wuste nur gar zu gut, daß das Wohl seines Hauses, nächst Gott, auf ihm beruhe, und welche Anlagen er zu grosen Thaten hatte; aber auch, wie leicht es geschehen könne, daß er den vaterländischen Boden nicht mehr betretten werde. Diß machte ihm grosen Kummer; und, weil er eben damals krank war, so vermehrte dieser Umstand sein Uebel. Der heilige Bernhard, dieser beredte Abt, suchte ihm zwar Trost einzusprechen, aber ohne sonderliche Wirkung. Diese Sorge beschleunigte seinen Tod, und er endete sein thätiges und ruhmvolles Leben 1146. im 56sten Jahr seines Alters. Es scheint, daß er im Elsaß gestorben sey, denn er wurde da im Kloster St. Walburgis bei Hagenau begraben.

Dieser Herzog Friedrich ist um so merkwürdiger, als er der Vater Friedrichs eines der trefflichsten Kaiser ist, und als so viele teutsche Könige von ihm entsprossen sind, die meist auf der Burg Hohenstauffen aufblühten. Seine Gemahlinnen waren: 1. Judith, Heinrich des schwarzen, Herzogs in Bayern Tochter 2. Agnes, Friedrich Grafen von Sarbrück Tochter. 1125. Er hinterlies zwei Söhne Friedrich und Kunrad, wovon der erstere seines Vaters Bruder Kunrad, im Kaiserthum folgte.

Friedrich war einer der besten Fürsten seiner Zeit, der selbst seinen Bruder Kaiser Kunrad an Gutmüthigkeit und festen Grundsätzen wo nicht übertraf, doch ihm darinn gleich kam. Ihm hat die Stadt Göppingen und Gmünd ihre weitere Anbauung, überhaupt aber ganz Schwaben mehrere Kultur zu danken. Seine Hofhaltung auf dem Schloß Hohenstauffen muß die-

sen Theil Schwabens sehr lebhaft gemacht, und schon einen zimlichen Luxus dahin gebracht haben. Denn der Reichthum dieses Hauses stieg nun immer höher. Warum er der Einäugige genannt wird, finde ich nirgend. Ohne Zweifel hatte er durch irgend einen Zufall, vielleicht in einer Schlacht ein Aug verlohren.

Wir kommen nun zu der glorreichen Epoche, in welcher Sachsen und Franken mit Schwaben abwechselte, das jezt von Hohenstauffen aus dem teutschen Reich seine Beherrscher gab. Der erste aus diesem Hause ist:

Kunrad, III.

Herzog in Schwaben und Franken, Römischer Kaiser.

Die erste Würde hatte er längst ehe er Kaiser wurde. Friedrich der Alte vereinigte in seiner Person beide Herzogthümer Schwaben und Franken. Unter seinen Söhnen wurden sie getheilt. Kunrad wurde gebohren 1093. — Noch in seiner Jugend bewies er seine Klugheit unb Tapferkeit, indem er in Franken und an der Donau alles in Ordnung brachte, und auch, auf Veranstaltung Lothars, einen glücklichen und ehrenvollen Zug nach Italien that. Als dieser Kaiser in der Rückreise bei Trient im Gebirge in einem geringen Haus starb. 1137. so wurde das Jahr darauf ein Reichstag zu Mainz gehalten. Die Freunde Kunrads, besonders Alberd, der kluge Erzbischoff von Trier, eilten mit der Wahl, um Heinrich von Sachsen, der die Reichskleinodien im Besiz hatte, zuvorzukommen. Sie kamen zu Coblenz zusammen, wo sein Bruder Friedrich der erste war, der für ihn stimmte. Die übrigen erwählten ihn um so einmüthiger, als Kunrad schon bei der Wahl Lothars in Wurf kam,

und Adelbert Erzbischoff von Mainz, der Erzfeind des Hauses Hohenstauffen, tod war.

Heinrich der Stolze, oder besser der Großmüthige, hatte sich auf die Kaiserkrone gewiße Hoffnung gegemacht. Den Fürsten wollte er deswegen nicht einmal ein gutes Wort geben, weil er meinte, es könne ihm um so weniger fehlen, als er nicht nur des vorigen Kaisers Tochtermann war, und die Reichsinsignien in handen hatte, sondern damals auch der mächtigste Fürst Teutschlands war; denn er herrschte vom Baltischen Meer bis in die Mitte Italiens. Aber gerade diß machte die Wahlfürsten neidisch und behutsam, indem sie besorgten, es könnte bei einer so grosen Macht um ihre Gerechtsame und Freiheiten geschehen seyn.

Heinrich wurde dadurch tief gekränkt, und hatte an dieser Wahl, bei der er nicht einmal gegenwärtig war, viel auszusezen. Er gab Bestechung dabei vor, sagte, daß sie übereilt gewesen, und noch vor dem ausgeschriebenen Wahltag geschehen sey, welches auch wahr war, und erklärte sie deswegen für ungültig. Auch der Pabst war Kunrad nicht sehr günstig, obwohl sein Legat mit bei der Wahl war. Er hezte Heinrich auf, soviel er konnte; allein Kunrads Bruder Friedrich schlug den Welf von Bayern, der sich seines Bruders annahm, bei Neresheim so, daß er nicht viel ausrichten konnte.

Kunrad schrieb nun einen Reichstag nach Bamberg aus, und da Heinrich nicht erschien, nach Regensburg. Hier überlieferte er zwar die Reichs Kleinodien,

die er von K. Lothar erhalten hatte; aber sein unbiegsamer Sinn konnte nicht dahin gebracht werden, daß er Kunrad für seinen Kaiser und Herrn anerkannt hätte. Auch war er nicht zu überreden, daß er die in Teutschland und Italien zum Reich gehörigen Städte zurückgegeben hätte. Der Kaiser gieng in dieser wichtigen Fehde behutsam zu Werke, und suchte immer noch, sie auszugleichen. Er bestimmte abermal einen Reichs-Tag nach Augsburg, um die Sache wegen dem Herzogthum Sachsen ins Reine zu bringen. Heinrich erschien zwar in der Nähe der Stadt, aber mit einer grosen Anzahl von Bewaffneten, und man sah voraus, daß es ihm nicht gelegen war, eine Vermittlung anzunehmen; denn er machte sehr starke Prätensionen und wollte deren Zugebung abtrozen. Unmöglich konnte also ein Vergleich zu Stande kommen. Kunrad, um seine und des Reichs Ehre zu retten, begab sich bald darauf nach Wirzburg, wo er ihn in der Versammlung der meisten Reichsständen in die Acht, und aller seiner Länder verlustigt erklärte. Sachsen bekam Albert der Bär, Markgraf zu Brandenburg, der von seiner Mutter her schon einige Ansprache daran hatte und Bayern Leopold, Markgraf von Oesterreich.

So erschüttert Heinrich durch diesen Machtspruch war, den er für unrechtmäsig hielt, so wenig ließ er seinen Muth sinken. Die Sachsen waren ihm sehr ergeben, und er konnte auf sie vorzüglich rechnen. Er sammelte eine Armee, schlug Albert der sich des grösten Theils von Sachsen schon bemeistert hatte, trieb ihn zum Lande hinaus, und eroberte sogar vieles von dessen eigenen Ländern. Kunrad, den Albert um,

Hülfe bat, gewährte sie ihm, und drang mit einer Armee in Thüringen ein. Der Kaiser bot aber vorher nach seinem sanften Karakter, Heinrich Vermittlung und Frieden an. Es wurde auch wirklich auf einige Zeit ein Stillstand getroffen. — Aber dieser sonst so glückliche Fürst fühlte zu sehr, was er verlohren hatte, und wie wenig sein voriges Glück herzustellen seye, und bekümmerte sich so sehr darüber, daß er krank wurde, und bald starb, da er eben nach Bayern aufbrechen wollte. 1139. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn Heinrich, nachher der Löwe genannt, der zwar einer der berühmtesten und tapfersten Fürsten seiner Zeit wurde, aber auch ein eben so veränderliches Glük, wie sein Vater, hatte.

Nach dem Tode Heinrichs ruhte sein Bruder Welf in Bayern nicht, sondern grieff zu den Waffen, weil er in Sorgen war, sein Neffe, der junge Heinrich möchte sein väterliches Erbe auf immer verlieren. Er zog die Sachsen an sich, die seinem Vetter sehr ergeben waren. Auch wuste er Roger, den König von Sicilien auf seine Seite zu ziehen, der gern den Kaiser beschäftigen, und ihn von Italien, wo er ihn nicht gern sah, abhalten wollte. Durch seine Beyhülfe brachte er eine Armee zusammen, erhielt einen Sieg über Leopold und eroberte beinahe ganz Bayern. 1140. Aber, als Welf bis nach Weinsberg vorrükte, wo ihm Kunrad bedachtsam entgegen zog und die beste Anstalten zu einem Treffen machte, verließ ihn das Glük. Stolz auf seinen vorigen Sieg grief er zwar tapfer, aber unüberlegt und zu hizig an, und wurde geschlagen. Im Gedränge warf

er sich in bemeltes Städtchen bei Heilbronn gelegen, wo er sich nach einer kurzen Belagerung an den Kaiser ergeben muste. 11. Dec. 1140.

Hier soll sich die bekannte Geschichte von der Weiber Treue zu Weinsberg, über deren Erzählung sich einst ein Herzog von Florenz gesund lachte, zugetragen haben.

Bald nach diesem Vorgang starb Leopold 1141. und das Herzogthum Bayern bekam sein Bruder Heinrich, ohne daß an den jungen Heinrich dabei gedacht wurde. Dieser Heinrich, genannt Jas. Gott, warb um Gertraud, die Wittwe Heinrich des Stolzen, die eine vortreffliche Dame und noch in ihren besten Jahren war. Dem Kaiser führte er zu Gemüthe, wie diese Heirath das beste Mittel sey Bayern desto sicherer behalten zu können. Der Vorschlag gefiel Kunrad, und er genehmigte den Entwurf. Gertraud wurde Heinrichs Gemahlin, und durch sie, wenn es sie gleich sauer ankam, wurde der junge Heinrich überredt, auf Bayern Verzicht zu thun, das ihn aber nur einmal reute. Der Herzog Welf war damit am wenigsten zufrieden, und that alles, um seinem Neffen Bayern zu erhalten. Er warb Truppen, wurde vom König von Sicilien mit Geld unterstützt, griff Bayern und Schwaben an, konnte aber wider den neuen Herzog nichts ausrichten. Denn dieser wurde von Kunrad unterstützt, der sogar das für unüberwindlich gehaltene Schloß Dachau eroberte. Indessen wurde dieser Zwist doch endlich auf dem Reichstag zu Frankfurt am Main 1142. verglichen, und zwar, wie es scheint, zur Zufriedenheit aller, den einzigen Herzog Welf ausgenommen.

Heinrich Gertrauds Gemahl, behielt Bayern. Heinrich der Löwe, ihr Sohn erhielt das Herzogthum Sachsen in dem sich Albert der Bär ohnehin nicht halten konnte wieder; dafür aber wurde er mit der kurz vorher erledigten Markgrafschaft Brandenburg belohnt. In dieser Sache bewieß der Kaiser viele Klugheit und Mäsigung.

Kunrad fuhr fort, während seiner Regierung Tapferkeit mit Weißheit zu verbinden. Er beschüzte den Herzog Ladislaus in Böhmen wider den feindseligen Anfall des Marggrafen von Mähren, und brachte die Slaven, Völker an der Ostsee, wieder zur Ruhe und Ordnung, deren König Niklat die benachbarte Länder plünderte, und besonders in Lübek, das er zur Nachtzeit überfiel, grausam gewütet hatte. 1144. Während des Krieges, den der Pabst Innozenz II. mit dem König Roger von Sicilien führte, in welchem ersterer den kürzern zog und gefangen wurde, ließen es die Umstände nicht anders zu, als daß er dabei unthätig blieb; jedoch protestirte er dawider, daß der Pabst einen Sohn Rogers mit Apulien belehnte, an welches der Kaiser und das Reich gegründete Ansprüche hatte.

Um diese Zeit waren die Römer über den Pabst sehr mißvergnügt, und erregten einen Aufstand wider ihn. Um ihren Plan auszuführen, und ihre Stadt wieder in den Zustand des alten Roms zu setzen, luden sie den Kaiser ein, seine Residenz, nach alter Kaiser-Sitte in Rom zu nehmen, wobei sie ihm im voraus allen Gehorsam und Treue versprachen. Diß wäre nun eine Gelegenheit gewesen, seine Rechte selbst in Rom

geltend zu machen, da die Städte ohnehin sich durch Kriege selbst schwächten; aber Kunrad wuste nur gar zu wohl, wie veränderlich und treulos die Römer waren, und mochte mit ihnen um so wenige etwas zu thun haben, als Arnold von Brixen hauptsächlich zu diesen Unruhen Anlaß gab, der mit dem Kezernahmen, welcher des Kaisers zärtlichem Gewissen sehr auffiel, damals belegt wurde. Nun hätte man vermuthen sollen, Kunrad würde seinen Worten Kraft geben, und den König Roger von Sicilien angreifen, oder sich wenigstens in Rom krönen lassen; aber es kam ein andrer Umstand dazwischen, indem er sich von dem Pabst zu einem Kreuzzuge bereden ließ, den Innozenz aus sehr wichtigen Gründen wünschte. Und wie hätte der gute Kaiser widerstehen können, da er zu Speyer bei einer rührenden Predigt des heiligen Bernhards, der dieses Thema sehr beredt abhandelte, mit Thränen in den Augen den Entschluß faßte an dem heiligen Krieg auch Antheil zu nehmen?

Ehe der Zug vor sich gieng, versuchte der junge Heinrich alles mögliche bei dem Kaiser, um Bayern wieder zu erlangen, aber ohne Wirkung. Kunrad stellte ihm die triftigste Gründe vor, warum es nicht seyn könne, und wie es nicht angehe, daß ein Herzog zwei Herzogthümer besitze. Jedoch versprach er ihm, wenn er wieder glücklich zurückkomme, alles zu seiner Zufriedenheit beizutragen.

Und nun beschleunigte Kunrad seinen Kreuzzug so sehr, daß er in Begleitung seines Neffen Friedrichs am ersten mit einer Armee von 200,000 Mann, worunter 70,000. Reuter waren, aufbrach. Zum grösten

Wunder ward der alte Welff von Bayern sein Reißgefährte, der nun die Waffen zu diesem heiligen Krieg anwendete. Unterwegs sezte es keine sonderliche Schwierigkeit. Aber so viel gutes auch der griechische Kaiser Emanuel, der sein Schwager war, versprach, so merkte man bald, als man nach Asien überschiffte, wie wenig man seinen Worten trauen dürfe. Man führte die Kreuzfahrer durch falsche Wegweiser durch enge Pässe, oder durch Einöden, wo keine Lebensmittel zu erhalten waren. Auch unter dem erhaltenen Meel soll Kalk und Gyps gemischt gewesen seyn. Auf diese Weise kamen unter Hunger und Kummer viele tausend um, und eben soviel durch die Säbelhiebe der Türken, daß von der ermatteten flüchtenden Armee kaum der zehnte Theil nach Nicäa zurükkam.

Ludwig VII. König von Frankreich kam mit 18000. Mann nach. Von Kunrad gewarnt, gieng der Zug etwas sicherer von Statten: aber da der Vortrab zu schnell voraus eilte, wurde er, von der Armee getrennt, geschlagen, und auch diese erlitte von den Türken ein grose Niederlage. Kunrad und Ludwig sezten nun ihre Reise nach Palästina zu Wasser fort. Der Rest der Armee hielt sich mannhaft, und man belagerte Damaskus. Schon zweifelte man nicht mehr an der Uebergabe als ein Streit entstand, wer die Stadt haben sollte? Nun sollte sie endlich Theodor, Graf von Flandern haben; aber weil die einheimischen Christen diese Stadt keinem Fremden gönnten, so überredeten sie die Häupter der Armee die Stadt auf einer Seite anzugreifen, wo sie gerad am festesten war.

Durch eine unbegreifliche Verblendung folgten sie dem Vorschlag, merkten aber bald, wie sehr sie betrogen waren. Aeusserst über das treulose Benehmen der Griechen aufgebracht, beschlossen nun Kunrad und Ludwig nach Hause zu kehren, welches sie auch zum Aerger Balduins, des tapfern Königs von Jerusalem ins Werk sezten. Mit einem kleinen Rest seiner Anfangs so zahlreichen Armee kam Kunrad endlich glüklich nach Teutschland. 1149. zurüke.

Kunrad lebte nach seiner Wiederkunft nur noch 3 Jahre. Der alte Welff ergriff bald wieder die Waffen, um seinen alten Plan durchzusezen, wurde aber bei Flochburg geschlagen, doch aber der Handel noch durch den Herzog Friedrich, nachmaligen Kaiser, vermittelt. Auch Heinrich, der Löwe war immer thätig, um Bayern wieder zu erlangen. Aber er muste deutlich merken, daß es dem Kaiser nie ernst gewesen, diß Herzogthum wieder in seine Hände zu geben, und daß er keine andre als die Absicht habe, das Bayerische Hauß zu demüthigen, und dadurch die kaiserliche Macht und das Ansehen seines eigenen Hauses zu verstärken. Und wirklich war es eben nicht sehr thünlich den Heinrich Jasamer Gott, der durch die Vermählung mit des jungen Heinrichs Mutter und die dadurch erhaltene Belehnung ziemlich fest saß, sobald wieder des Herzogthums zu entsezen.

Doch Heinrich der Löwe war nicht des Sinnes, seine Ansprüch so schlechterdings aufzugeben. Er griff zu den Waffen und wollte 1151. einen Einfall in Schwaben wagen. Aber es mißlang ihm, und er

wurde bald in die Enge getrieben. Diesen Umstand suchte Albert, der Bär, zu benuzen, und Sachsen wieder an sich zu bringen. Auch den Kaiser bewog er, einen Zug dahin zu thun. Allein, ehe man es vermuthete, war Heinrich in Braunschweig. Hier raffte er die tapfersten seiner Freunde und Anhänger zusammen, und es glükte ihm, seine Feinde, besonders durch seine persönliche Tapferkeit, bald aus Sachsen zu vertreiben.

Noch machte Kunrad Anstalten nach Rom zu ziehen, wohin er ohnehin eingeladen war, um sich dort krönen zu lassen, und zugleich die in Abnahm gerathene kaiserliche Rechte wieder herzustellen. Eben wollte er in Bamberg noch einen Reichstag halten, als er in eine schwehre Krankheit fiel. Man hatte zwar Verdacht auf seine Italiänische Aerzte, als ob sie ihm Gift beigebracht hätten, wozu sie von ihren Landsleuten, die den Zug nach Italien nicht gern sahen, bestochen worden. Aber es blieb im dunkeln und unbewiesen. Er starb den 15. Febr. 1152. im 57. Jahr seines Alters, und im 15. ten seiner Regierung, und wurde wie er es haben wollte, im Kl. Lorch begraben. *)

Seine Gemahlin war Gertraud, Graf Beringers von Sulzbach Tochter, die erst 1169. starb. Er hatte zwei Söhne, Heinrich, der 1147. zum R. König erwählt wurde, aber zwei Jahr vor seinem Vater 1150. starb, und Friedrich, der sich nachgehends einen Herzog von Rotenburg nannte. Seine Gemahlin war Richenza, eine Tochter Heinrichs, des Löwen, der aber frühzeitig in Italien an der Pest starb, und keine Kinder hinterließ.

*) Von Bünau in dem Leben Friedrich I. sezt dafür im Kloster Altach.

Kunrad empfahl noch vor seinem Tode diesen seinen noch sehr jungen Prinzen zum Herzogthum Schwaben Friedrich, seinem Neffen, diesen aber, dessen Tapferkeit und hohe Verdienste schon allgemein anerkannt waren, den Ständen zur Reichsfolge. Um diese desto mehr zu befördern, übergab er ihm die Reichsinsignien. Ein edler Zug seines Karacters, da er durch diese grosmüthige Resignation das beste des Reichs allem andern vorzog.

Kunrad war unstrittig ein Fürst, der sich durch seine Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeits-Pflege eine grose Achtung im Reich erwarb. — Er errichtete das kaiserliche Hofgericht in Rothweil 1148. damit auch in seiner Abwesenheit Recht und Gerechtigkeit erhalten werde. Nu sein Stiefbruder Bischoff Otto von Freisingen, der sonst sehr berühmte Geschichtschreiber, sagt von ihm, daß er ein unruhiger und unbedachtsamer Fürst gewesen. — Allein da er dem Bayerischen Welfischen Hause gar sehr ergeben war, und ihm, als so nahe verwandt, seine Herabsezung weh thun muste, und da er als ein geistlicher Fürst, der sehr frohlokte, daß die Kirche zu einem grosen Berg angewachsen, einem Kaiser nicht sehr geneigt seyn konnte, der als Oberhaupt des Reichs sich nichts vergeben wollte, so läßt sich sein Unwille gegen ihn leicht erklären. Diß einige konnte man sagen, daß er Albert, dem Bär und Heinrich Jasamergott, zweien zwar klugen aber interessirten Rathgebern, und einigen geistlichen Herrn aus Gutmüthigkeit zuviel Gehör gab.

Es folgt nun.

Friedrich der Erste,

Herzog in Schwaben, Römischer Kaiser, genannt Barbarossa, der Rotbärtige.

Ein Fürst von teutscher Mannskraft und hohem Muthe, fest in seinen Entschlüssen, weise in seinen Handlungen, streng und gerecht in seinem Urtheil, und stark und trozig in Verfechtung des kaiserlichen Ansehens gegen die Päbste und die Italiänische Staaten. Ein Lob, welches ihm kein Zeitalter versagen wird! Neben ihm steht auf dem Schauplaz der Welt sein naher Verwandter, Herzog Heinrich der Löwe, ein Fürst von gleich grosen Eigenschaften und von bewunderungswürdiger Tapferkeit. Zwei der grösten teutschen Männer ihres Jahrhunderts, und doch dabei hart und rau, wie ihr Zeitalter. Zwar zuerst Freunde voll gegenseitiger Hochschäzung, denn grose Seele neigen sich bald zusammen; aber weiterhin jeder auf des andern Gröse mißtrauisch, und zulezt bittere Feinde. Die Regierungsgeschichte dieses unsterblichen Kaisers wird das, was wir hier voraussezen, bestätigen.

Friedrich war ein Sohn Herzog Friedrich des Einäugigen, ein Brudersssohn des vorigen Kaisers, und ein Enkel Kaiser Heinrich des IVten gebohren 1121.

Einige meinen in dem Schloß auf dem Veitsberg bei Ravensburg. Er hatte einen Bruder Kunrad, der durch Heirath mit Elisabeth, gebohrne Pfalzgräfin, Pfalzgraf am Rhein wurde, und zu Heidelberg wohnte, wodurch sich das Geschlecht der Hohestauffen immer weiter an Reichthum und Macht ausbreitete. In ritterlichen Uebungen auferzogen, und mehr ausgebildet, als man in diesem Zeitalter vermuthen sollte, war Friedrichs Ansehen schon als Herzog, von grosem Gewichte. Schon unter Kaiser Kunrad wurde er zu allen Statssachen gezogen, und seine Klugheit und Tapferkeit hatte er dadurch frühzeitig bewährt, daß er einen glüklichen Einfall in Bayern that, und bald darauf den Herzog Kunrad von Zähringen zur Unterwürffigkeit brachte. Es konnte also nicht fehlen, daß er ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt wurde, und zwar zu Frankfurt 1152. Er war damals 31. Jahr alt, und folglich in einem Alter, wo Jugend und reifer Verstand vereinigt waren. Die Fürsten hofften auch um so mehr viel Gutes von ihm, als der Gibelinische und Guelfische Stamm, (der kaiserliche und päbstliche Partie, die sich immer durch gegenseitigen Haß auszeichnete), in ihm vereint war. *) Denn seine Mutter Judith war eine Prinzeßin von Bayern. — Bald nach seiner Erwählung wurde Friedrich zu Aachen gekrönt.

Eine seiner ersten Verrichtungen war, sich auf Seite des Pabsts sicher zu stellen. Zu Costanz verglich er sich mit Eugen III. und versprach ihm, ihn

*) Ungefähr wie nach mehr als 300 Jahren in Heinrich VII die beide Rosen in Engeland.

wider die Gewaltthätigkeit der Römer zu schüzen. Auch versicherte er dem päbstlichen Stuhl alle seine Besizungen und Gerechtsame. Auf dem Reichstag zu Merseburg machte er einen Versuch, Heinrich den Löwen und Albrecht den Bär, der Winzenburgischen Erbschaften halber zu vergleichen, aber ohne Erfolg. Hingegen erschienen hier die königliche Prinzen von Dänemark vor seinem Richterstuhl, deren Strittigkeiten er entschied, und sie mit ihren Ländern belehnte; die aber, als sie sich nachgehends selbst untereinander verglichen, bald die Lehenschaft aufkündeten. Endlich behauptete er die streitige Bischoffswahl Wichmanns, Bischoff zu Zeiz, und nun Erzbischoffs zu Magdeburg, mit solchem Nachdruk, daß er den Wichmann ohne weiters nach Rom schikte, um das Pallium zu hohlen, das er auch ohne vielen Widerspruch erhielt. — Durch ein so entschlossenes und festes Betragen sezte sich der Kaiser in ein solches Ansehen, daß es in Deutschland und Italien Bewunderung erregte. — Auf dem Reichstag zu Regensburg ließ er sich noch einmal krönen, und hätten die Fürsten eingewilligt, so würde er auch einen Zug nach Ungarn gethan, und diß Reich dem teutschen Scepter unterworffeu haben.

Wichtiger noch waren die Verhandlungen mit Heinrich dem Löwen Herzog zu Sachsen. Dieser konnte sich bei dem Verlust Bayerns nie zufrieden geben, in dessen Besitz noch immer der ältere Heinrich war. Friedrich der einen verderblichen Krieg besorgte, war in einer desto grösern Verlegenheit, als die beide Heinriche seine nahe Anverwandte waren, aber die Folge zeigt, daß er auf des jungen Heinrichs Seite war. Es seye nun

in Betracht, daß er sein Oheim war, oder weil er seine Ansprüche für rechtmäßig hielt, oder auch weil er den tapfern Heinrich gern zum Freund behalten wollte. Er suchte diesen Handel 1153. auf den Reichstägen zu Würzburg, Worms, Regensburg und Speyer, die nach einander gehalten wurden, auszugleichen; aber auf keinem erschien unter mancherlei Vorwand Heinrich Jasamergott, der auch Markgraf von Oesterreich war. Endlich wurde auf dem Convent zu Goslar Heinrich dem Löwen das Herzogthum Bayern, das seinem Vater unter Kaiser Kunrad genommen wurde, zugesprochen, jedoch die Vollziehung des Urtheils noch eine Zeit lang aufgeschoben. — Seltsam war diß immer, denn entweder hätte man das Herzogthum dem Vater nicht nehmen, oder, wenn das Urtheil Kaiser Kunrads gerecht war, dem Sohn nicht wiedergeben sollen. Die Fürsten waren, auch wirklich darüber unzufrieden. — Wir werden aber weiterhin sehen, daß Friedrich doch noch eine erträgliche Auskunft getroffen hat.

Aber welch ein Loos war diesem grosen Kaiser beschieden! Er, der in seinen Kenntnissen und Einsichten weit über das finstere Jahrhundert erhaben war, und der es sich zur Hauptpflicht machte, die Rechte des kaiserlichen Throns und die Freiheiten der teutschen Nation wider die Anmaßungen des päbstlichen Stuhls und den Italienischen Städte zu vertheidigen, mußte seine Lebenskraft in unaufhörlichen Fehden verzehren.

Noch im Jahr 1154. eilte Friedrich nach Italien. Die Städte rebellirten, und wollten sich frei machen.

Mailand bewieß sich unter allen am stolzesten. Der Kaiser wollte ihnen nun zeigen, wer über sie zu befehlen habe. Der Pabst, ob er wohl wegen der Bischoffswahl von Magdeburg noch über ihn unwillig war, bat ihn, nothgedrungen, um Beistand. Auf diesem Römerzug, wie man ihn nannte, begleitete Heinrich der Löwe den Kaiser mit einem eben so grosen Heer, als er selbst hatte. Die Vereinigung und Musterung der Armee geschah wie gewöhnlich, auf den Roncalischen Feldern. Die Mailänder empfiengen zwar Friedrich mit groser Ehrerbietung, handelten aber in geheim verrätherisch und treulos. Eben so Tortona, die sich auf die Mailänder verließ, diese leztere Stadt aber wurde bald erobert, wobei sich Heinrich durch seine Tapferkeit vorzüglich auszeichnete. Bald gieng der Zug nach Pavia, wo sich Friedrich zum König der Lombardei krönen ließ, und dann plötzlich zur Bestürzung des Pabsts, gegen Rom hinrükte. Doch da er bei der Ankunft der päbstlichen Gesandten alles Gute versprach, so kam endlich der Pabst Hadrian IV. selbst zu ihm nach Nozi oder Sutri, (1155) wo sie sich, aber wie es schien, nicht ohne Mißtrauen, mit einander unterredeten. Hier war es, wo der Kaiser versäumte, oder gar sich weigerte dem Pabst den Steigbügel zu halten, worüber sich die Cardinäle nicht wenig entsezten. Auch der Pabst verwieß es ihm, als einen Mangel der Ehrerbietung gegen ihn und die Apostel Petrus und Paulus; als man endlich dem Kaiser zu Gemüth führte, daß dies ein bloses Ceremoniel sey, das andre Kaiser auch beobachtet hätten, so grief er endlich nach dem Steigbügel, aber, wie einige erzählen, auf der unrechten Seite des

Pferds, weßwegen ihn der Pabst auf die andre Seite hinüber gewiesen, Friedrich aber sich damit entschuldigt haben soll: Er seye nie ein Stallknecht gewesen. — Nicht ohne Tumult der Römer, die vom Kaiser unverschämt Geld forderten, das er ihnen aber mit scharfem Verweiß abschlug, wurde er endlich zu Rom in der Peterskirche, die er zur Sicherheit stark mit Soldaten besezen ließ, gekrönt.

Während seinem Aufenthalt daselbst drang Friedrich auch darauf, das Gemählde, auf welchem Kaiser Lothar als Vasall des Pabsts vorgestellt wurde, wegzuräumen. Indessen machten die Römer, die sich in Erwartung der alten Röm. Republikanischen Verfassung getäuscht fanden, rasende Ausfälle auf den Kaiser. Er focht zwar mit seinen Schwaben mit ungemeiner Tapferkeit. Es würde aber doch um ihn geschehen gewesen seyn, wenn nicht Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen den Ausschlag für die Teutschen gegeben hätte. Die Römer wurden über die Tyber getrieben, und büßten bei tausend Mann ein. Indessen eilte Friedrich nach Hause, weil es auch in Teutschland sehr unruhig aussah. Noch rächte er die Beschimpfung an den Spoletanern, die sie seinen Gesandten bewiesen da sie diese ins Gefängniß geworffen hatten, durch Zerstöhrung ihrer Stadt. Dem Fürsten von Apulien ertheilte er noch die Belehnung und da die Veroneser ihn in einem Wald angriefen, ließ er deren Obersten die Köpfe abschlagen und einige hundert Bürger aufknüpfen. Eine Strenge die man den mörderischen Anfällen der Italiäner zuschreiben muß. Auch in seinem Herausmarsch wurde er öfters besonders in der

engen Påssen angegriffen, schlug sich aber immer durch und wurde von Heinrich, der schon in Rom eine Wunde an der Stirn davon trug, tapfer unterstüzt.

Inzwischen war die Zeit zu kurz, als daß der Kaiser die Aufwiegler in Italien håtte zur Ordnung und Ruhe bringen können. Er beschleunigte seinen Rukweg um so mehr, als Herrmann Pfalzgraf bei Rhein und Arnold Erzbischof von Mainz einander bekriegten, und brennten und plünderten, wo sie konnten. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1155. 1156. belehnte er Heinrich den Löwen, mit Bayern, welches ihm Heinrich sein Stiefvater, freiwillig abtrat; zugleich sollte es auch eine Belohnung für die in Italien geleistete Dienste seyn. Dagegen erklårte er Oesterreich unabhångig von Bayern, und beehrte Heinrich von Oesterreich wit der erzherzoglichen Würde. In Worms*) fållte er über jenen Pfalzgrafen Herrmann und noch einige andre Grafen das Urtheil des schimpflichen Hundetragens; Eine Strafe, die långst bei Friedensstörern gewöhnlich war, aber zu gutem Glük bald abkam. Der alte Erzbischoff von Mainz wurde begnadigt. 1157. Boleslaus der Herzog in Polen wurde gezwungen, die verweigerte Lehenspflicht zu leisten. Auf dem Reichstag zu Würzburg zeigte sich Friedrich im erhabensten Glanze seiner Majeståt, und viele fremde königliche Gesandte ehrten ihn durch pråchtige Geschenke; den Griechischen aber wurde ihr stolzes Betragen mit Nachdruk verwiesen. Endlich auf dem Reichstag zu Besançon nahm er die Huldigung des burgundischen

*) Nach andern, auf dem Reichstag zu Speyer 1156.

Reichs ein, weil seine Gemahlin Beatrix, Rinalds des lezten Grafen von Burgund einzige Tochter und Erbin war. Um diese Zeit brachte er den Glanz seines zepters und die Ehre des teutschen Reichs aufs höchste.

Aber bald entspan sich zwischen Friedrich und Pabst Hadrian IV. eine große Zwistigkeit. Theils hatte dieser Pabst den vorigen Traktaten zuwider einen besonderen Frieden mit dem Kaiser in Sizilien geschlossen, das den Kaiser nicht wenig verdroß, theils schien sich dieser des Bischofs von Lunden aus Schonen nicht viel anzunehmen, der von einigen Edelleuten auf seiner Wallfarth von Rom aufgefangen und gefänglich gehalten wurde, und von dem sie ein großes Lösegeld forderten. Diß war nun dem Pabst sehr empfindlich. Er schrieb deßwegen 1157. einen heftigen Brief an ihn, und warf ihm all das viele Gute vor, das er von dem päbstlichen Stuhl und der Kirche schon empfangen hätte. Unter anderm gebrauchte er das Wort Beneficium, welches Wort man nicht nur als eine Wohlthat, sondern auch so erklären konnte, als ob die römische Krone ein Geschenk oder ein Lehen vom päbstlichen Stuhl wäre. Auf dem Reichstag zu Besançon trug er diese päbstliche Insolenz den Reichsständen vor, und schwur, eine solche Anmaßung nicht zu dulden, da er die Krone von niemand als von Gott durch die Wahl der Fürsten habe. Die päbstliche Gesandten aber gaben deutlich zu erkennen, er könne die Krone von niemand anders als vom Pabst haben. Diß erregte einen solchen Unwillen bei den deutschen Fürsten, daß Otto, Herzog von Bayern, den päbstl. Legaten mit dem Schwert, das er dem Kaiser vortrug, niederhauen wollte. Es

blieb aber bei der Verweisung der päbstlichen Gesandten aus Teutschland, wobei noch die teutsche Bischöfe diesen Unfug dem Pabst sehr nachdrüklich in einem Schreiben zu Gemüthe führten. Uebrigens beschloß der Kaiser einen Zug nach Italien.

Im nächsten Jahr 1158. hielt er einen Reichstag zu Regensburg. Hier entschied er zwischen dem König Geisa von Ungarn und seinem Bruder Stephan, verlieh auch dem böhmischen Herzog Ladislaus die Königswürde. Fast um die nemliche Zeit, als sich schon die Armee bei Augsburg sammelte, erhielt er ein sehr freundliches Schreiben vom Pabst, worinnen er jenen Ausdruk entschuldigte, und sich erklärte, wie es gar nicht sein Sinn gewesen sey, die kaiserliche Würde herunter zu sezen. Friedrich ließ sich dadurch begütigen.

Nun gieng doch der Zug nach Italien vor sich, der dem Gefolg und den Truppen nach sehr ansehnlich und in der Folge besonders glüklich war. Zuerst züchtigte er die rebellische Stadt Mailand, die er nach einer tapfern Gegenwehr einnahm. — Alle große mußten mit Striken um den Hals sich als arme Sünder vor ihm demüthigen. Darauf unterwarf er sich alle Bischöfe und weltliche Fürsten, und übte eine solche Oberherrschaft selbst in Rom aus, daß die verloren gegangene Rechte des Reichs ganz wieder hergestellt wurden. Seinen eigenen Namen sezte er dem des Pabsts vor, und führte sehr gute Gründe an, als sich dieser darüber beschwerte. Da nun noch dazu kam, daß er

Welf den Herzog von Bayern, mit Tuscien, Spoleto und Sardinien belehnte, wo der Pabst meinte, das gehöre ihm und nicht dem Kaiser zu, so wurde die Erbitterung zwischen Beyden immer grösser, um somehr, da der Pabst alle Friedensvorschläge Friedrichs verwarf. Ohne Zweifel wollte Hadrian nun die gewöhnliche Blize, den Bannstrahl, werfen, als er durch den Tod daran verhindert wurde. 1159.

Diß erfuhr Friedrich, der eben die Stadt Crema belagerte. Nun rebellirten die Mailänder wieder und behandelten seine Gesandte und Kommissarien so übel, daß sie kaum mit dem Leben davon kamen. Es war also eine neue und stärkere Armee nöthig, die der Kaiser in Teutschland aufrief, und die ihm Heinrich der Löwe zuführte. Dadurch wurde er, neben dem Beistand derer von Pavia und Cremona, der Feinde Mailands, in den Stand gesezt, die Stadt Crema, die es mit den Mailändern hielt, zu belagern, und nach der hartnäkigsten Gegenwehr zu erobern. Die Inwohner musten auswandern, und durften nur so viel mitnehmen, als sie auf dem Rüken tragen konnten, und die Stadt wurde geschleift.

Nach Hadrians Tod wurden zwei Päbste erwählt. — Durch die Sicilianische Partie Alexander III. den aber der Kaiser nicht dulden konnte, weil es eben der Roland war, der den Otto von Bayern auf jenem Reichstage so in Wuth brachte, und Viktor IV. des Kaisers Freund. Natürlicher Weise hielt es Friedrich mit diesem, und auf dem Concil zu Padua, wo freilich nur die dem Kaiser ergebene Bischöfe erschienen, wurde er bestätiget, und

Alexander verworfen. Dieser flüchtete nach Frankreich.

Indessen wurden die rebellische Städte mit Macht angegriffen, Cremona geschleift, Mailand aber erst nach zwei Jahren 1160. erobert. Diese Stadt, die seinen Zorn so oft gereizt hatte, ließ er auf den Grund zerstören, wobey die Pavisaner, Erzfeinde der Mailänder, am geschäftigsten waren. Nur die Kirchen und einige Vorstädte blieben stehen. Auch die übrige Städte wurden gezüchtiget, und schwer an Geld gestraft. Ueber diese Vorgänge war der Kaiser sehr vergnügt. Und glaubte Herr von Italien zu seyn, woran nur noch Neapel und Sicilien fehle. Nun gieng er nach Teutschland zurük, nachdem er schon vorher Heinrich dem Löwen erlaubt hatte, nach Hause zu gehen. Es scheint aber, daß dieser sehr unzufrieden gewesen, und daß der erste Grund zum Mißvergnügen zwischen ihm und dem Kaiser zu Pavia gelegt worden. — Denn er hieng sich in Geheim an den Pabst Alexander III. der ihm große Versprechungen machte, und überhaupt ein feiner aber hiziger Kopf war. Und doch wußte er nur gar zu wohl, wie sehr Friedrich Viktor IV. begünstigte.

Auf dem Reichstag zu Besançon 1162. belehnte er Waldemar mit dem Königreich Schweden, Dänemark und Norwegen.

In wenigen Jahren verderbten in Italien die kaiserlichen Beamte alles wieder durch eine übertriebene Strenge und durch Eigennuz, da ohnehin das harte Schicksal der Mailänder in ganz Italien einen üblen Eindruck gemacht hatte. Von dieser Zeit an, gieng alles mehr hinter sich, als vor sich. Im Jahr 1164. kam der Kaiser wieder nach Italien, und stellte die Ordnung wieder ziemlich her. Pabst Viktor starb, und seine

Partie wählte Paschal III. den auch Friedrich, da sein Kanzler Reinard ihn schon vorher mit ziemlicher Uebereiluug anerkannte, fast wider seinen Willen, als den rechtmäßigen Pabst erklärte. Bei solchen Umständen, da die Macht der Waffen nöthig war, eilte er bald nach Hause, um eine Armee aufzubringen, in der Absicht, theils die Städte zum Gehorsam zu zwingen, theils aber auch den neuen Pabst zu schüzen. Nachdem der Kaiser zwischen den beiden Welfen Herzogen von Bayern und dem Pfalzgrafen von Tübingen und einigen anderen Swäbischen Grafen z. B. den Würtenbergischen, die einander bekriegten, 1166. Friede gestiftet, brach er 1167. mit einer ansehnlichen Armee nach Italien auf, eroberte Verona und andere Städte und schlug die Römer so, daß bei 8000. auf dem Plaz blieben, und 5000. gefangen wurden. Diß erregte einen solchen Schreken, daß man, um so mehr, als er die Gefangene zurück gab, seinen Einzug in Rom nicht mehr hinderte, worauf er sich und seine Gemahlin krönen ließ. Paschal wurde als Pabst in Rom aufgenommen, Alexander aber entwiech heimlich nach Benevent.

Aber ehe der Kaiser in Italien alles in Ordnung bringen konnte, bewirkte die unsägliche Hize, die den Teutschen unerträglich war, die Pest bei der Armee, welche in kurzer Zeit fast ganz aufgerieben wurde. Besonders aber starben daran der Herzog Friedrich von Rotenburg, Kaiser Kunrads Sohn, und einige der vornehmsten Fürsten und Bischöfe, welches man als ein Gericht Gottes ansah, und es überall als ein solches zu verbreiten suchte. In Deutschland erregte es ebenfalls Schreken und Entsezen, da man so viele Leichna-

me zurükbrachte, die, der Gewohnheit nach, vorher ausgesotten wurden. Die Lombardische Städte huben nun wieder ihr Haupt empor, und Friedrich konnte nichts anders mehr thun, als nach Teutschland zurückkehren.

Hier schlichtete er viele entstandene Streitigkeiten, besonders der Sächsischen Fürsten und Bischöfe mit Heinrich dem Löwen, dem sie sich unterwerfen musten. 1168. Balduin machte er zum Erzbischof von Bremen aus kaiserlicher Macht. In eben diesem Jahr nahm er seines Vetters Friedrichs von Rotenburg ganzes Vermögen als Erbe in Besiz, und kaufte noch in Schwaben viele Güter an sich. Seinen Sohn Heinrich ließ er 1169. zum römischen König krönen, und seinen übrigen vier Söhnen, Friedrich, Kunrad, Otto und Philipp theilte er den zwei ersten Schwaben, dem dritten Burgund, und dem vierten die Lehen zu, die von den Stiftern herrührten. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1173. nahm er dem Ladislaus in Böhmen die Königswürde, weil er es mit Pabst Alex. II. hielt, und nöthigte auch den König in Polen zu mehrerer Treue und Anhänglichkeit. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1174. sezte er den Erzbischof Adelbert zu Salzburg ab, weil er, wie sein Vater Ladislaus, den Alexander als Pabst anerkannte, und gab diese Würde Heinrich dem Probst von Berchtoldsgaden. Endlich noch ließ er sich von Heinrich dem Löwen und den Bayerischen Landständen aufs neue huldigen. Man muß sich wundern, mit welcher Kraft und Thätigkeit Friedrich die Regierung führte.

Und nun bewerkstelligte er mit vieler Mühe und Unkosten den fünften Zug nach Italien, wo er zuerst die neuangelegte Vestung Alexandria einschloß. Aber der Winter, die üble Witterung, und der verzweifelte Widerstand der Bürger, brachte die Armee in eine solche mißliche Lage, daß er die Belagerung aufheben muste. Mit dem Pabst Alexander III. suchte er nothgedrungen Friede zu machen. Während diesem gieng er darauf um, neue deutsche Truppen an sich zu ziehen, da ohnehin das Bündniß mit dem Kaiser in Sicilien nicht zu Stande kam. Vorzüglich brachte Heinrich der Löwe den Kaiser in die äusserste Verlegenheit. Dieser Fürst that den Zug nach Italien nur gezwungen mit. Er hielt es noch immer mit Pabst Alexander, und da noch hinzukam, daß Friedrich die Güter des alten Welf in Bayern an sich kaufte, die dieser Heinrichen als seinem nächsten Anverwandten, zuerst anbot, die er aber, weil er dem Herzog Welf die versprochene Summen nicht entrichtete, durch seine eigene Schuld verlor, so warf er einen solchen Groll auf den Kaiser, daß er seine bittere Feindschaft gegen ihn gar nicht verbarg. Auch hielt Heinrich sich dawider auf, daß Friedrich in Italien eines Theils viel zu streng gewesen, andern Theils dem Alexander einen unzeitigen Waffenstillstand bewilliget hätte.

Es war voraus zu sehen, daß sich Heinrich gegen den Kaiser nicht gut betragen würde, der ihm über das Goslar, wo eine prächtige kaiserliche Burg war, und noch einige andere Städte auf sein vieles Bitten nicht geben wollte oder konnte. Friedrich reiste selbst zu ihm nach Chiavenna. Was er schmeichelhaftes und

rührendes Heinrichen sagen konnte, sagte er. Die Macht des teutschen Reichs, waren seine Worte, beruhe auf ihm, er allein könne die Ehre Teutschlands retten, er selbst werde ihm unendlich verbunden bleiben. Aber alles vergeblich. Er schüzte vor, der Kaiser seye im Bann, er selbst seye alt u. s. w. Ja man sagt, Friedrich habe ihn zulezt knieend um seinen Beistand gebetten, welches aber doch Heinrich abzuwenden gesucht haben soll, übrigens blieb er doch auf seinem Sinn. Wenn diß Knien auch wahr ist, woraus man zu jenen Zeiten so viel nicht machte, so wird man doch Heinrich bald vor dem Kaiser auf deu Knieen liegen sehen. Indessen zog er mit seinem Truppen, worunter allein 5000. Reiter waren, nach Hause. Aber nnn hatte auch die Stunde geschlagen, wo sein Glücksstern untergieng.

Da die kaiserl. Armee durch diesen Rückzug beinahe um den halben Theil geschwächt war, so war Friedrich in der äussersten Gefahr. Dennoch griff er die Mailänder an, und focht mit unbeschreiblicher Tapferkeit. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leib erstochen, und kaum konnte er sich noch zur Flucht aufraffen. Die Mailänder erbeuteten die kaiserliche Kasse, und alles was von irgend einem Werth war. Man hielt ihn für tod, und seine Gemahlin betrauerte ihn bereits einige Tage, als er auf einmal lebendig vor ihr stand. Auch die kaiserliche Galeeren wurden von den Venedigern geschlagen, und sein Sohn Otto gefangen, welches leztere aber nicht gewiß ist. Diese Umstände gaben dem kaiserlichen Ansehen einen großen Stoß, und von hier an kan man rechnen,

daß die Obergewalt des deutschen Zepters in Italien immer mehr und mehr geschwächt wurde, biß sie endlich gar aufhörte. Wie anders würde es gegangen seyn, wenn Heinrich nicht so unverzeihlich den Kaiser verlassen hätte!

Es blieb nun nichts übrig, als daß der Kaiser auf Frieden denken muste. In Venedig kamen er und der Pabst zusammen. Diesem gab er die Mathildische Güter unter der Bedingung heraus, sie noch 15. Jahre zu genießen, und versprach ihm als dem rechtmässigen Pabst die gebührende Ehre zu erweisen. Das that er durch einen Fußkuß, und Alexander erzeigte auch ihm alle Ehre, die seiner kaiserlichen Würde gebührte. Uebrigens wurde ein sechsjähriger Stillstand geschlossen, und des Kaisers Sohn, Otto, von den Venedigern in Freiheit gesezt, wenn anders seine Gefangenschaft wahr ist.

Auf diese Weise giengen die Früchte so vieler Siege verlohren. Es ist nicht zu läugnen, daß Heinrich der Löwe daran schuld war, und der Kaiser muste über ihn äusserst erbittert seyn. Dennoch sezte er ihm, als er 1177. nach Teutschland zurück kam, blos 5000. Mark Silber Strafe an, forderte Unterwürfigkeit und Abbitte wegen seinen frevelhaften Antworten, und versprach ihn, mit den Fürsten, die ihn schwer beschuldigten, auszusöhnen; aber Heinrich ließ sich nicht ein. Er wurde nun auf den Reichstag nach Bamberg beschieden, und da er nicht erschien, in die Acht erklärt. Doch beschloß man die Vollstrekung des Urtheils noch einige Zeit aufzuschieben. Alle Stände bezeugten ihren Ab-

scheu an seinem Betragen in Italien, und besonders die Sächsische beklagten sich, daß er immer die schwächere angreife, und an den Geistlichen und Kirchen zwake. Endlich wurde er zu Magdeburg, und zulezt zu Goslar 1180. der beleidigten Majestät angeklagt, in die Acht, und aller seiner Lehen und Würden verlustig erklärt. Niemand als der päbstliche Legat und die Könige von England und Frankreich machten einige Vorstellungen dawider. Bayern bekam Otto von Wittelspach, Sachsen Graf Bernhard von Ascanien, Anhalt, Albert des Bären Sohn, und einen Theil von Westphalen der Bischof von Cölln unter dem Titel eines Herzogthums, und das übrige die Nachbarn. Braunschweig und Lüneburg blieb Heinrichen allein. Diß ist die berühmte Acht-Erklärung, über deren Billigkeit oder Unbilligkeit nachgehends so viel gesagt und geschrieben worden ist.

Heinrich tobte nun wie ein Löwe, und griff zu den Waffen. Bayern gab er verloren; Er wollte wenigstens noch Sachsen retten. Anfangs glükte es ihm nicht wenig, durch Beihülfe Adolphs, Grafen von Hollstein. 1181. Er gewann eine grose Schlacht wider die verbündete Fürsten, denen zum Theil der Kaiser die Vollstreckung der Acht aufgetragen hatte, und wovon er einige gefangen bekam. Aber plözlich kam ihm Friedrich mit einer Armee auf den Hals, und schlug und besiegte ihn gänzlich. Hollstein, Meklenburg und Pommern gieng nun auch vollends verloren, und es blieb Heinrichen nichts übrig, als sich vor dem Kaiser zu demüthigen. Er that es zu Lüneburg, wo er ihn um Gnade und Verschonung auf den Knieen

bat. Friedrich hob ihn gerührt und mit Thränen auf, und bedauerte, daß es mit einem so großen Fürsten, seinem ehemaligen Freund, so weit gekommen war. Er würde ihn auch sehr gelind behandelt haben, wenn die anwesende Fürsten, die noch zu sehr über ihn aufgebracht waren, ihn nicht daran gehindert hätten. Auf dem nächsten Convent zu Erfurt konnte der Kaiser für diesen seinen nahen Anverwandten nicht mehr thun, als daß ihm und seinen Kindern Braunschweig zugesichert wurde. Weil aber die Reichsstände über ihn noch sehr erbittert waren, riet ihm Friedrich mehr, als daß er befahl, eine Zeitlang sich ihren Augen zu entziehen, und außer Lands zu gehen, etwa nach England. Er gieng auch wirklich dahin, und dieß um so mehr, als er des Königs Heinrichs II. Tochter zur Gemahlin hatte. — Welch eine Veränderung eines so mächtigen Fürsten in achtzehn Monathen! — Aber wer hätte vermuthen sollen, daß seine Nachkommen, freilich erst nach 500. Jahren, den Thron dieses Reichs erlangen würden!

Bald hielt Friedrich einen Reichstag zu Kostniz 1183. wo er den Frieden mit Italien zu Stande brachte, bei dem er sich noch sehr bedeutende Rechte und Einkünfte vorbehielt. Auf dem Reichstag zu Mainz 1184 ließ er seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König krönen, wobei der Abt von Fulda den Vorrang vor dem Erzbischof von Cölln haben wollte, und die Feierlichkeit eine Zeit lang störte, aber bald nachgeben muste. Kurze Zeit darauf vermählte sich der römische König zu Mailand 1186. mit der etlich nnd vierzigjährigen Prinzessin Constantia von Sicilien. So fein diese Verbin-

dung ausgedacht war, die Friedrich selbst als eine der glücklichsten und erfreulichsten Schikungen seiner Familie ansah, und so sehr die Macht und der Reichthum derselben dadurch vermehrt wurde, so sehr war sie in der Folge das Verderben und der Untergang des Hohenstauffischen Hauses. Die Verfolgungen der Päbste vermehrten sich dadurch, und ihre Schwäbische und Fränkische Erbgüter wurden, um Neapel und Siciliens willen, aufgeopfert.

Friedrich gieng nun wieder nach Italien. Zu Verona wohnte er dem Concil unter Pabst Lucius II'. bei. Das noch übrige Investitur-Recht, die mathildische Güter — die päbstlichen Prätensionen, mancherlei Forderungen der Fürsten, die dem Pabst so verhaßte Sicilianische Heirath, erregten weit aussehende Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem nunmehrigen Pabst Urban III. Allein die Krönung und Vermählung Heinrichs gieng doch in Mailand vor sich 1186. und wenn gleich der Pabst die Lombardische Städte aufzuhetzen suchte, so hatte es doch keine sonderliche Wirkung.

Als Friedrich nach Teutschland zurückkam, trug er das gehässige Betragen des Pabsts den Fürsten und Bischöfen vor, welches bei ihnen so viel Eindruk machte, daß sie behaupteten, der Kaiser wäre in jedem Fall zu schützen. — Die leztere machten auch dem Pabste zu seinem grosen Aerger, schriftliche Vorstellungen deßwegen. Um diese Zeit kam der Kaiser zu Erfurt in grose Lebensgefahr. Der Saal zu St. Peter, worin er und die Versammlung war, fiel unvermuthet ein, und viele Grafen und vornehme Personen kamen ums

Leben. Friedrich flüchtete sich zwischen die Mauer eines Fensters und hielt sich am Gitter, biß er endlich gerettet wurde.

Unterdessen trieb der römische König Heinrich die Italiäner zu Paaren, und machte dem Pabst allen möglichen Verdruß. Diß erbitterte ihn so sehr, daß er eben die Päbstliche Donnerkeule schleidern wollte, als er starb, Gregor VIII. der gute Absichten hatte, folgte ihm, starb aber in zwei Monathen. Sein Nachfolger war Clemens III. und dieser ist es der, wieder einen Kreuzzug predigen ließ. Saladin eroberte Jerusalem und die meiste Besizungen der Christen. Friedrich ließ sich auch berreden, das Kreuz anzunehmen, woran dem Pabst sehr viel gelegen war. Eigentlich huldigte er dem Geiste des Zeitalters, und da ihm von seinem vorigen Zug die damit verbundene Schwierigkeiten sehr wohl bekannt waren, hoffte er sie desto eher zu überwinden. Er machte deßwegen die überlegteste Anstalten, auch in Absicht auf Geld und Proviant. Darauf gebot er Haltung des Friedens, übertrug seinem Sohn Heinrich in der Zwischenzeit die Regierung und schikte Heinrich den Löwen, um mehrerer Sicherheit und Friedens willen, unterdessen nach England.

Mit 150000. Mann zog er nun, in Begleitung seines Sohns Friedrich behutsamer, als je einer vor ihm, nach Constantinopel, wohin er sich oft den Weg mit den Waffen öffnete. Bald drang er durch nach Cilicien und Armenien, wo er die Armee der Saracenen schlug, dann Seleph, den Sohn Saladins überwand, weiter die Hauptstadt Cogni eroberte, und mit seiner Armee,

wie ein unaufhaltbarer Waldstrom, nach Syrien stürzte. Schon schlug man das Lager nahe bei Seleucia auf, als ein hartes Verhängniß diesen grosen Kaiser der Armee uud der Welt entriß.

Friedrich war gewohnt, in heissen Tagen zu baden. Das versuchte er auch in dem kalten Fluß Seleph, andere, aber falsch, nennen ihn Cydnus, der nehmliche in welchem Alexander der Grose dem Tod kaum entgieng. Er hatte schon vorher je und je fiebehafte Anfälle, und litt an der Leber. Die schnelle Abkühlung machte sein Blut stockend. Er sank unter. Nur mit der äussersten Anstrengung erwischte man ihn unter dem Wasser, zwei sächsische Grafen von Hallermunt und 63. Personen, die ihn retten wollten, ertranken. Man trug ihn sinnlos ans Ufer und dann in eine Hütte, wo sein heldenmüthiger Geist sich bald zu den Sternen aufschwang. Einige melden, daß er mit Panzer und Helm in den Fluß geritten und untergesunken sey. Sebastian Frank erzählt es in seiner Kronik von 1531. so:

„Aber eine unselige Stund verzucket solche Hoff-„nung den Christen alle, dann der Kayser mit Hiz „und Schweiß beladen, schwemmet er in ein un-„bekannt, zuckend, baldfliessend Wasser mit sei-„nem Gaul, unb ertrank der großthätig, kün-„müttig, gestreng, redsprech Mann, und aussterthalb „der Römischen Kirchen Verfolgung, so ein hoch-„berühmter glückseliger Keiser in allen Anfengen, „daß nach dem grosen Karol seins gleichen in Ge-„schichten kaum gefunden wird. Sein Leichnam ward „gefunden, und gen Tyro geführt und begraben.

„Sein Sun füret das Heer für Antiochiam, da „selbst starb er auch, zum Theyl aus Forcht, zum „Theyl aus Krankheyt.

Friedrich starb den 10. Junii. 1190. im 69sten oder 70.sten Jahr seines Alters und 38.sten seiner Regierung. Er wurde von seinem Sohn in Neu Tyrus begraben.

Sein Sohn, der tapfere Friedrich Herzog in Schwaben, kommandirte nach ihme die Armee, die durch Krankheit und Elend fast ganz aufgerieben wurde. Er selbst starb, vom Kummer niedergedruckt, an einem hizigen Fieber bei Ptolemais oder Accaron den 20. Jenner 1191. Friedrich brachte sein und des Reichs Ansehen auf die höchste Stuffe. Mächtig vertheidigte er seine Rechte gegen die Päbste. Sein hellsehendes Aug drang durch den Nebel des Aberglaubens, und blinder Gehorsam gegen den Pabst und die Kirche war ihm eine Verläugnung der Menschen Vernunft. Tapferkeit, die größeste Tugend seiner Zeit, war ihm vorzüglich eigen. So streng er war, wenn er zu oft gereizte wurde, so viele Humanität hatte er sonst. Seine Weißheit und Gerechtigkeit sieht man in seinen Gesezen, auf deren Haltung er mit Eifer drang. Sogar für die Obst- und Weingärten sorgte er, und sezte die Acht darauf, wenn Jemand sie aushauen würde. Er bestätigte den hanseatischen Bund, nnd beförderte Handlung, Künste und Wissenschaften. Auch den Musen huldigte er, und auf seinem Schloß Hohenstauffen, wo er je und je seine ruhige Stunden zubrachte,*) hatte er jene Meister und Minnesin-

*) Er bestätigte das Kl. Adelberg auf dem Schloße Stauffen. 1181.

ger um sich, die sich durch ihre Simplicität, ihren naiven Wiz und durch einen oft rauen aber kraftvollen Ausdruck auszeichneten. In der deutschen und in andern Sprachen war er sehr beredt. Auch seine Söhne ließ er in den Wissenschaften vortrefflich unterrichten.

Uebrigens hatte Friedrich, nach der Schilderung der Geschichtschreiber, seiner Person nach, eine mittlere Gröse, gelbe etwas gekräuselte Haare, die kaum seine Ohren bedeckten, einen etwas röthlichen Bart, woher sein Zunahme. Einen scharfen durchdringenden Blick, weise Zähne, und ein frisches, heiteres und majestätisches Angesicht.

Er hatte zwo Gemahlinnen 1. Adelheit, Theobalds Markgrafen von Vohburg sehr schöne Tochter 1149. von der er sich um der Anverwandschaft und anderer Ursachen willen zu Costniz scheiden ließ 1153. und 2. Beatrix, Reinalds Grafen von Burgund Erbtochter, die ihm viele Kinder und darunter 5. Söhne gebohren, die in der genealogischen Tabelle vorkommen. Sie starb d. 17 Sept. 1185.

Es folgt nun in der Reihe der Schwäbischen Kaiser:

Heinrich VI.

König in Deutschland und Italien. Römischer Kaiser. Ein Sohn Friedrichs I. und der Beatrix von Burgund. Geb. 1165. gekrönt zu Aachen 1180. und zu Mailand 1184.

Der Tod Kaiser Friedrichs wurde von ganz Europa bedauert, wenn wir den Pabst und die Griechen ausnehmen, die ihn einem göttlichen Gericht zuschrieben. Ehe aber dieser Todesfall erfolgte, lauschte Heinrich der Löwe auf eine schikliche Gelegenheit, seine Länder wieder an sich zu bringen. Er kam nach Deutschland zurück, weil er mit Verdruß merkte, daß an ihn gar nicht mehr gedacht werde. Der Kaiser war mit seinen Völkern abwesend, und nun deuchte ihn Zeit zu seyn, zu den Waffen zu greiffen. Er eroberte Hollstein und zerstörte die damals so bedeutende Stadt Bardewik. Hamburg, Lübek und andre Städte unterwarfen sich nun aus Furcht.

Kaiser Heinrich, damals Reichsverweser, hörte kaum davon, als er ihme wieder alles abnahm, und ihn durch Uebermacht der Waffen nöthigte, die Mauern einiger seiner besten Städte einzureissen. Neben dem zettelte auch der Erzbischof von Cölln und Bischof Albert von

Lüttich eine Meuterey wider ihn an, um ihn um die Kaiserkrone zu bringen, die er aber bald beyde demüthigte.

Heinrich gieng nun nach Italien, theils seine Krönung zu suchen, die aber verzögert wurde, theils seine Erbe, Neapel und Sicilien in Besiz zu nehmen. — Auf seiner Reise war er so widersinnisch und treulos, den Römern die den Kaisern ergebene Stadt Tuskulum zu übergeben, die sie schleiften, und die Innwohner grausam behandelten, Nach einiger Zögerung wurde er von Clemens, Nachfolger Celestin. III. in Rom gekrönt 1191. Darauf gieng er nach Apulien, denn Wilhelm König in Sicilien war gestorben, welches Reich nun seiner Gemahlin und ihm zufiel. Allein Tankred, Herzog Rogers natürlicher Sohn, maßte sich des Reichs an, den die meisten auch lieber wollten, als Heinrich und die Deutschen, die man wegen ihrem unbändigen Wesen haßte. Pabst Clemens III. war ohnehin auf Tankred Seite, und belehnte ihn mit dem Königreich. Aber Heinrich eroberte bald das ganze Land. Nur Neapel ergab sich nicht, und muste belagert werden. Während der dreimonatlichen Belagerung riß die Pest ein, und Heinrich des Löwen Sohn, gleichen Nahmens, verließ ihn mit seinen Leuten, und gieng heim. Kaiser Heinrich selbst wurde krank, und kam kaum mit dem Leben davon. Es blieb ihm also nichts übrig als nach Deutschland zurükzugehen, und eine neue Armee zu sammeln. Kaum aber wurde sein Abzug bekannt, so fiel wieder alles Tankred zu. Dieser nahm sogar Heinrichs Gemahlin Constantia zu Salerno gefangen, die er aber

auf die Drohungen des Pabsts wieder herausgeben muste.

Als er nach Teutschland zurückkam, zog die Vermählung Heinrichs, des Löwen Sohn, mit der Tochter Kunrads, Pfalzgrafen am Rhein, seines Vaters Bruder, seine Aufmerksamkeit auf sich, da ihre Folgen ihm verdächtig vorkamen. Doch weil Kunrad seine Unschuld hinlänglich bewies, so wurde der Kaiser dahin gestimmt, daß er die beyde Heinriche begnadigte und dem Jüngern die Anwartschaft auf die Pfalzgrafschaft ertheilte. Uebrigens fieng man immer mehr an, zu merken, daß seines Vaters Geist unter seiner Regierung nicht mehr herrsche.

Bei der Lütticher Bischofswahl suchte er zwar sein Investitur Recht zu behaupten, benahm sich aber so links dabei, daß es doch zulezt auf des Pabst Sinn hinausgieng. Um diese Zeit gab er auch seinem Bruder das Herzogthum Schwaben, welches vorher Friedrich, sein Bruder, der in Asien starb, im Besiz hatte.

Daß er König Richard von England, der auf seiner Heimreise aus Asien, von Leopold, Herzog in Oesterreich, dessen Fahnen er im Krieg sollte heruntergerissen haben, in seinem Lande gefangen genommen, und dann ihm überliefert worden, nicht los ließ, bis er 100,000 Mark Silber bezahlte, die beyde theilten, ist ein Zug in seinem Character, der nichts weniger als grosmüthig ist, um so mehr, da er den blosen Verdacht wider ihn hatte, als halte er es mit dem König in Sicilien.

Heinrich erfuhr nun, daß Tankred und sein Sohn Roger tod sey. Der zweyte Prinz Wilhelm war noch sehr

jung. Nun schien ihm die Gelegenheit günstig, sein Erbkönigreich Sicilien an sich zu bringen. Er kam mit frischen Völkern, da unterdessen seine Generäle den Krieg mit abwechslendem Glück fortgeführt hatten. Bald hatte er ganz Apulien und Neapel in seiner Gewalt. Als er nachgehends auch Sicilien sich unterworfen, erwischte er den Schaz der vorigen Könige, der ihm sehr wohl zu Statten kam. Aber anstatt durch eine weise Mäsigung, die Sicilianer an sich zu fesseln, brachte er sie durch seine Strenge zur Verzweiflung. Salerno machte er zu einem Steinhaufen, weil dessen Bürger seine Gemahlin an Tankred überliefert hatten. Den Leichnam dieses Königs ließ er ausgraben und beschimpfen, und die Königin Sibille, den Prinzen Wilhelm, denn er wie man sagt, entmannen ließ, und einige Prinzessinnen, ließ er nach Teutschland bringen.

Während dieser Zeit gebahr seine 50. jährige Gemahlin Constantia in Beiseyn vieler Damen, (um allen Argwohn zu vermeiden) 1194. einen Sohn Friedrich, der nachmahls Kaiser wurde. So erfreulich dies war, so wenig machte es bei den Sicilianern Eindruk, denen die bewiesene Strenge unerträglich war. Sie erregten einen Aufstand, den er aber bald dämpfte. Darauf begieng er solche Grausamkeiten, die in den Annalen der Menschheit auf ewig sollten ausgetilgt werden. Einem Grafen Jordan, der mit der Kaiserin zu conspiriren schien, ließ er eine glühende Krone auf den Kopf nageln, andre henken, andre verbrennen, und er tilgte das Geschlecht der tapfern normännischen Könige ganz und gar aus. Aber welch ein Verhängniß, daß

sein unschuldiger Urenkel Kunradin eben in diesem Lande auch das lezte blutige Opfer seines Stammes seyn muste!

Heinrich gieng wieder nach Deutschland zurük, ließ aber seine Gemahlin in Sicilien. Bald ließ er seinen Sohn Friedrich zum röm. König wählen (1196) und machte einen Versuch, Deutschland zu einem Erbkönigreich zu machen, welches zwar viele Fürsten genehmigten, einige aber widersprachen, worauf er es auf sich beruhen ließ. Das durch den Tod Kunrads wieder erledigte Herzogthum Schwaben gab er seinem Bruder Philipp samt Toskana und den mathildischen Gütern, und vermählte ihme des griechischen Kaiser Isaks Tochter Irene, die Wittwe Rogers, Tankreds Sohn von Sicilien. Unterdessen machte seine Gemahlin manche Aufwieglungen wider ihn, daß er gedrungen war, nach Sicilien zu gehen. Durch seine gewöhnliche Strenge brachte er alles bald in Ordnung Damals (1197.) herrschte er eine Zeit lang mit solchem Ansehen, daß die Könige von Cypern und Armenien die Kronen von ihm empfiengen. Indessen warf sich seine Gemahlin mit Truppen in Palermo, und bekriegte ihn förmlich. Es schien überhaupt, daß sie ihm die Hinrichtung der ihrigen nicht verzeihen konnte. Heinrich hielt es fürs beste, den Frieden zu suchen, der ihm auch von den aufrührerischen Ständen gewährt wurde.

Heinrich, um jeden Argwohn auszuweichen, belustigte sich öfters mit der Jagd, und that, als ob er sich um die Regierung wenig bekümmerte. Als es ihn einst sehr dürstete, trank er im Wald aus einer kal-

ten Quelle, darauf bekam er einen fieberhaften Anfall, und muste nach Messina getragen werden. Einige mischen wieder Gift ein, das er durch Veranstaltung seiner Gemahlin empfangen haben solle. — Aber die meiste Geschichtschreiber halten sie für unschuldig. Er starb den 29. Sept. 1197. zu einer Zeit, wo er darauf dachte, das alte Röm. Reich wieder herzustellen. Noch vor seinem Ende empfahl er seine Gemahlin nnd seinen Sohn Friedrich, seinem Bruder Herzog Philipp, und neben ihme, auch der päbstlichen Vorsorge. Sein Leben dauerte 33. nnd seine Regierung 7. Jahre. Er wurde in Palermo begraben.

Heinrich war von mittlerer Statur, von etwas schwächlichem Körper, aber von einem sehr angenehmen Gesicht. Er war weder besonders gut noch glücklich, und dabei leichtgläubig, mißtrauisch, bald nachgiebig, bald äusserst streng. Er hieng sich, wider die Denkungsart seines weisen Vaters, gerne an den Pabst, und zeigte oft in seinem Betragen viele Frömmeley. Sicilien war sein und seiner Nachkommen Unglück; denn Deutschland wurde dadurch vernachlässigt, und die Erbgüter giengen nach und nach verloren.

Ihm folgte:

Philipp, Herzog in Schwaben und Toskana. Erwählter Römischer Kaiser.

Er war der vierte Sohn Friedrich I. geb. 1181. Noch als junger Prinz bewieß er sich in Deutschland und Italien ungemein tapfer. Der Pabst, suchte in lezterem Lande alles an sich zu ziehen, worauf er nur einige Ansprüche formiren konnte. Innocenz III. ist es eigentlich, der den Grund zum Kirchen-Staat legte. Ueberdieß stärkten sich die Städte durch den Lombardischen Bund immer mehr in der Freiheit, und Philipp kam bei einem Aufstand in grose Lebensgefahr. Kaum konnte er sich nach Deutschland retten. Hier drang er, als Vormund des jungen Friedrichs, der schon zu seines Vaters Lebzeiten zum R. König erwählt worden war, auf die Bestätigung dieser Wahl. Aber der Erzbischof von Cölln, der alte Feind des Hohenstauffischen Hauses, der noch dazu vom Pabst kräftig ermuntert wurde, stellte in Verbindung mit den Bischöfen von Paderborn und Minden und einigen Fürsten, eine andere Wahl an, die auf Berthold den Herzog von Zähringen fiel, einen zwar mächtigen und reichen Herrn, der aber sein Geld nicht bei den bevorstehenden mißlichen Ereignissen verschwenden wollte. Er bedankte sich

der zugedachten Ehre, und hielt es gegen Bezahlung 11000. Mark, selbst mit Philipp.

Die übrigen Bischöfe und Fürsten waren über das treulose Benehmen des Erzbischofs sehr unwillig; da ihnen aber doch mit Friedrich, als einem Kind, nicht gedient war, so wählten sie mit allgemeinem Beifall Philipp, der kaum vorher von dem Bann, in welchen er verfallen war, durch dem päbstlichen Legaten loß gesprochen worden, welcher aber deswegen von dem Pabst verwiesen wurde. Die Cöllnische Partie hingegen erwählte, Otto, den Herzog von Braunschweig, und mit ihr hielt es der Pabst, der ohnehin diese Verwirrung anstiftete. Auf Philipps Seite waren die meiste Bischöfe und Fürsten.

Jeder dieser beyden Könige suchte nun seine Partie zu verstärken. Philipp war doch dem Otto weit überlegen, und schlug ihn auch nicht weit von Coblenz. Innocenz III. aber schwur, lieber wolle er selbst nicht Pabst seyn, als daß er Philipp, der von dem Geschlecht der Verfolger der Kirche abstamme, als Kaiser erkennen wolle. Er that ihn aufs neue in den Bann, ohne eine scheinbare Ursache angeben zu können. Und wenn diß gleich nicht mehr von so furchtbaren Folgen war, wie ehmahls, so nahmen doch einige Fürsten den Vorwand daher, seine Partie zu verlassen. Hermann, Landgraf von Thüringen und Primislaus, König in Böhmen, nachmahls Ottokar genannt, waren die ersten darunter, denen er aber so auf den Leib gieng, daß Hermann auf den Knieen um Gnade bitten muste, die er auch erhielt. — Nachgehends aber kam Philipp, da er in

Erfurt von ihnen belagert wurde, ziemlich in die Enge.

Pabst Innocenz III. blieb sein eifrigster Verfolger. Er verjagte in Italien die K. Statthalter und zog die Mark Ankona an sich. Die Kaiserin Constantia empfieng die Lehen wegen Sicilien von ihm, und übergab noch sterbend. (1198.) ihm ihren Sohn Friedrich samt dem Königreich. Durch den Erzbischof von Mainz wollte er die Kaiserwahl entscheiden lassen. Keiner aber war zur freiwilligen Abtrettung zu bereden. Er empfahl den Otto, Philipp aber wurde so schwarz als möglich gemacht. Er gab ihm aber auch nie ein gutes Wort deßwegen, und bekriegte ihn sogar in Italien. Endlich sprach der Pabst, nach seiner angemaßten Machtvollkommenheit, dem Otto das Kaiserthum zu.

Sieben Jahre schlugen sich Philipp und Otto miteinander, biß es endlich dem ersteren glückte, die Armee Ottokars zu schlagen. (1204) Den deutschen Bischöfen und Fürsten fiel es ohnehin sehr auf, daß der Pabst so tief in die Königswahl griff, dem auch die Bischöfe deßwegen eine sehr triftige Vorstellung machten. Philipp brachte nun auch den Erzbischof Adolph von Cölln auf seine Seite, bei dem er viel durch Drohungen, weit mehr aber durch Geschenke bewirkte. Es wurde nun ein Reichstag zu Aachen gehalten (1205.) und Philipps Wahl nach freiwilliger Ablegung der Krone, bestätiget. Von eben diesem Erzbischof wurde er nebst seiner Gemahlin zu Aachen gekrönt. Der Pabst belohnte ihn dafür mit dem Bann, und Bruno sollte an seiner Stelle Erzbischof seyn. Bischof Adolph

bekümmerte sich wenig darum, Bruno wurde gefangen, und Adolph von Philipp wieder in sein Stift eingesezt.

Bald brachte Philipp durch seine wohlwollende Gesinnungen alle Reichsfürsten auf seine Seite (1207.) Sie schickten selbst eine Gesandtschaft an den Pabst, die seine Lossprechung vom Bann bewirken sollte. Selbst der nun verlassene Otto suchte eine Vermittlung zwischen ihnen beyden. Und da Kaiser Philipp dem Pabst ein sehr verbindliches Schreiben zuschikte, und nebenher ihm mit der Hoffnung schmeichelte, eine seiner Prinzessinnen, Inocenz Nepoten, Richard Grafen von Sora, zur Ehe, und die mathildische Güter zur Mitgift zu geben, wurde dieser dadurch so umgestimmt, daß er ihn vom Bann lossprach.

Es wurde nun Friede gemacht. Philipp versprach dem Pabst, Spoleto und einen Theil von Toskana, seiner Tochter zum Heirathgut zu geben. Otto sollte seine Tochter Beatrix zur Ehe bekommen, dabei aber den Kaiser Titel ablegen, jedoch, daß ihme die Nachfolge im Reich unbenommen bleibe. Zu jener Ablegung aber war er nicht zu bereden. Wenceslaus, König in Böhmen, Primislaus Sohn, und der Herzog von Brabant wurden auch Philipps Tochtermänner.

So wurde nun wenigstens eine Zeitlang Friede, und es ist kein Zweifel, Philipp würde das kaiserliche Ansehen wieder hergestellt haben, wenn nicht ein trauriges Schicksal seinem Leben ein schnelles Ende gemacht hätte. Waldemar, der Bischof von Schleßwig, wollte

damahls auch das Bisthum Bremen behaupten, welches Waldemar, König in Dännemark nicht zugeben wollte. Otto ruhte auch nicht und machte kriegerische Anstalten. Philipp vermuthete, König Waldemar seye auch auf Ottos Seite. Diß bewog ihn, eine ansehnliche Armee zusammen zu bringen. Eben hielt er sich zu Bamberg auf, wo sich die Truppen sammelten. — Aber hier hatte seine lezte Stunde geschlagen.

Otto Pfalzgraf von Wittelspach, ein Fürst von einer wilden Gemüthsart, hatte Hoffnung und vielleicht auch den Verspruch, Philipps Tochter Kunigunde zur Gemahlin zu bekommen. Aber weil er einen Bayerschen Freyherrn muthwillig gemordet hatte, und deßwegen auf einem Reichstag verurtheilt worden war, so nahm der Kaiser sein Wort wieder zurük, das Otto als die größte Beleidigung ansah. Indessen hatte er Hoffnung, des Königs in Polen Tochter dafür zu erhalten. In dieser Absicht bat er den Kaiser, dem er alle seine kriegerische Verdienste vorzählte, um eine Empfehlung nach Polen. Philipp versprach es ihm, gab ihm aber nachgehends den Brief versiegelt. Otto traute dem Schreiben nicht recht, und öffnete es. Er konnte selbst nicht lesen, muste es also einen andern lesen lassen, und der sagte ihm: „daß der Kaiser den König in Polen seinethalben warne, und überhaupt von ihm sehr kaltsinnige Ausdrücke gebrauche.“ Es seye nun an diesem Umstand wahr, was da wolle, so hatte doch Philipp dazu sehr gegründete Ursachen. Denn bemelte Prinzessin war seine nahe Anverwandtin, und die wollte er nicht unglücklich werden lassen.

Otto schwor dem Kaiser den Tod. In dieser Absicht nahm er in Bamberg in der Stille einige Soldaten zu sich, und stellte sie auf die Wache. um ihm nöthigen Falls beizustehen. Er selbst gieng allein ins Kaiserliche Quartier, zu einer Zeit, da eben der Kaiser an beiden Armen zu Ader gelassen hatte. Eben ruhte er aus, und hatte niemand um sich, als den Bischof von Speyer, seinen Kanzler und den Truchseß von Walburg, mit denen er sich traulich unterredete. Otto klopfte an der Thüre, und wurde, in der Meinung, daß er den Kaiser besuchen wolle, eingelassen. Er trat aus dem Vorzimmer in das Zimmer des Kaisers, stotterte einige Vorwürfe her, zog den Degen, und that damit einen Stoß nach dem Halse Philipps. Es schien, daß er, weil der Truchseß einen Schrey that, den Stoß nur schwach und ängstlich gethan habe. Der Bischof kam so sehr ausser sich, daß er sich unter den Tisch versteckte; die andre zwei aber, ob sie wohl kein Gewehr bei sich hatten, wehrten sich tapfer. Der Truchseß wollte sogar die Thüre zuriegeln, wurde aber von Otto ins Kinn gestochen. Der Mörder öffnete sich mit dem Degen in der Hand, den Weg durch die Wache, schwang sich auf ein bereit gehaltenes Pferd, und eilte mit seinen Leuten davon. Der Kaiser stand noch auf, gieng einige Schritte vor sich, stürzte nieder und lag in seinem Blut. Die Halsader war ihm abgeschnitten. Biß seine übrige Hofleute dazu kamen, war schon sein Geist entflohen. Er starb den 21. Jun. 1208. im 27. Jahr seines Alters, und im zehnten seiner Regierung.

Seine Gemahlin, Irene, des Griechischen Kais. Isaks Tochter, eine gelehrte und vortreffliche Prinzessin, war damahls auch bei ihrem Gemahl in Bamberg. Sie war hochschwanger, und doch konnte der schrekliche Tod ihres Gemahls nicht lange verhehlt werden. Die Folge davon war, daß sie unglücklich gebar, und von Stund an in eine solche Traurigkeit versank, daß ihre Gesundheit dadurch immer mehr geschwächt wurde. Ihre Hofleute hielten es fürs beste, sie nach Hohenstauffen zurückzubringen. Hier verzehrte sie ihr jugendliches Leben in Gram, und nach einem halben Jahr folgte sie ihrem Gemahl nach. Ihr Leichnam wurde in Lorch beigesezt.

Otto v.n Wittelspach, der in die Acht erklärt wurde, irrte als ein Flüchtling in der Gegend der Donau herum. Ein Graf von Pappenheim, und Wolf, der Sohn jenes ermordeten Ritters, giengen ihm so lange nach, biß sie ihn bei Oberndorf, nicht weit von Regensburg, in einer Scheuer erwischten, wo er mit den Schafen tändelte, die da eingesperrt waren. Sie stießen ihn auf der Stelle nieder, hieben ihm den Kopf ab, und warfen diesen in die Donau. Der Körper wurde doch nachgehends begraben. Er war ein Fürst von hoher Geburt, dem es auch nicht an Land und Leuten fehlte, der sich aber durch seine eigene Schuld ins äusserste Elend stürzte. Mit ihm starb das Geschlecht derer von Wittelspach aus. —

Der frühe und traurige Tod Kaiser Philipps muste um so mehr bedauert werden, als er ein Fürst von vortrefflichem Character war. Leutselig, freigebig, wohl-

wollend gegen hohe und niedere, reich an Kenntnissen, von festem Muth, war er sehr liebenswürdig, und dabei so bescheiden, daß er von Pabst Innocenz III. seinem Feind, auch nie ein unschönes Wort gesagt haben solle. Seiner Person nach war er ziemlich groß und schlank, er hatte gelbe Haare, das Erbtheil dieses Hauses, und ein schönes, freundliches und dabei mannhaftes Angesicht. Er hinterließ 4. Töchter, wovon die jüngste die Gemahlin Kaisers Otto IV. wurde, aber schon den zehnten Tag nach der Hochzeit starb.

Uebrigens verdient angemerkt zu werden, daß Philipp, weil ihn seine Kaiserwahl und der Krieg sehr vieles kostete, und das von seinem Bruder Heinrich VI. ererbte Sicilianische Geld auch aufgieng, in die Nothwendigkeit kam, viele seiner Erbgüter in Schwaben zu versezen oder zu verkaufen. Man kann also seine Regierung als den Zeitpunkt ansehen, wo die Fürsten und der Adel immer größere Distrikte ihrer Besizungen zusammenformten.

Nach dem Tode Philipps wurde Otto Herzog von Braunschweig allgemein zum Kaiser erwählt (1208. bei welcher Wahl man die erste Spuren der 7. Churfürsten bemerkt.) Um sich desto beliebter zu machen, verlobte er sich mit des Kaiser Philipps Tochter Beatrix, denn er traute dem jungen Friedrich nicht, der sich nun sehr thätig bewieß. Auch aus diesem Grund hieng er sich an den Pabst Innocenz III. der ihn nach der Unterschrift einer Capitulation, die für den leztern sehr vortheilhaft war, gut aufnahm, und ihn zu Rom krönte. Aber diß Einverständniß dauerte nicht

lang. Otto suchte die Rechte des Reichs zu behaupten, wodurch er sich bei dem Pabst so verhaßt machte, daß er ihn excommunicirte. (1210.) Ja er wußte es so einzuleiten, so wenig Neigung er auch für das Haus Hohenstauffen hatte, daß Friedrich, Herzog in Schwaben, der auf die Einladung der Fürsten von Sicilien nach Deutschland gieng, auf dem Reichstag zu Mainz 1212. zum Kaiser erwählt und gekrönt wurde.

Otto kam aus Italien zurük, griff zu den Waffen, konnte aber wider Friedrich nichts ausrichten. Bald entschloß er sich, weil er glaubte, es könnte für ihn eine gute Wendung nehmen, seinem Vetter König Johann von England wider König Philipp August von Frankreich beizustehen, Aber ihre verbündete sehr grose Armee wurde bei Bovines in Flandern 1214. geschlagen, und Otto muste bei aller seiner persönlichen Tapferkeit mit seinen Truppen die am längsten aushielten, die Flucht nehmen. Diß gab ihm den lezten Stoß, und er verlohr alles Ansehen. In Braunschweig lebte nun dieser tapfere und standhafte Fürst still und ruhig, und starb zu Harzburg vier Jahre hernach.

Ihm folgte:

Friedrich II.

Herzog in Schwaben, König in Sicilien, Römischer Kaiser.

Er war ein Sohn Kaiser Heinrichs VI. und der Constantia von Sicilien, die aber schon starb, als er kaum vier Jahr alt war. Sie empfahl ihn vor ihrem Ende dem Pabst, der auch seine Erziehung auf sich genommen hätte, wenn dies den Sicilianern nicht zu bedenklich gewesen wäre. Uebrigens erzog man ihn zu einem Grad der Gelehrsamkeit, der bei den Fürsten damahls nicht gewöhnlich war. Ueberhaupt schien es, als ob seines Grosvaters Friedrichs I. Geist wieder in ihm auflebte.

Daß er schon in seiner Kindheit zum Römischen König, und dann wider Otto IV. 1212. zum Kaiser erwählt worden, haben wir schon angemerkt. Nach dessen Tod (1218.) wurde er allgemein dafür anerkannt. Eine seiner ersten Handlungen im Reich war, daß er 1220. ein sehr vortheilhaftes Edikt in Absicht der Bischöffe, der Geistlichen und ihrer Kirchen, ergehen lies; Ja den ersteren gab er die etwas auffallende Freiheit, daß er in keiner ihrer Städte einige Gerichtsbarkeit mehr ausüben dürfe oder wolle, wobei

er auch den Landfrieden mit vieler Sorgfalt erneuerte.

Sein Zwek war, die Bischöffe auf seine Seite zu bringen, und sie willig zu machen, seinen Sohn Heinrich als Römischen König zu erwählen. Allein er muste dem Pabst versprechen, daß er diesem seinem Sohn Heinrich das Königreich Sicilien übergeben wolle, noch ehe er gekrönt wurde, und daß dieses immer vom deutschen Reich abgesondert seyn solle. So eigennüzige Absichten der Pabst dabei hatte, so würde doch die Befolgung dieses Versprechens unsäglichem Unheil vorgebogen haben. — Aber Heinrich hatte keine Ruhe in Deutschland, bis die Erwählung des römischen Königs wirklich zu Stande kam. (1220.)

Nun dachte er auf seine eigene Krönung. Pabst Honorius III. nahm es aber empfindlich auf, daß Friedrich dem Verspruch wegen Sicilien so wenig nachgekommen. Doch scheint es, daß er durch die kaiserliche Schenkung der Grafschaft Fundi begütigt worden sey. Denn nach der Unterschreibung einer scharfen Capitulation und dem Verspruch eines Kreuzzuges wurde Friedrich in Rom, ruhiger, als jemahls vorher ein Kaiser, gekrönt. Darauf eilte er in sein Erb-Königreich, wo die Großen während seiner Kindheit und Jugend, viele Krongüter an sich gezogen hatten, die sie nun heraus geben musten.

Da Friedrich einmahl bei seiner Krönung das Kreuz genommen, so sollte er auch den Zug wirklich antreten. Es schien als ob es ihme damit Ernst sey, indem er Ludwig, Pfalzgrafen am Rhein in seiner Ab-

wesenheit zum Reichsverweser erklärte. Unterdessen wurde Damiata in Egypten von den Christen erobert, aber auch bald wieder verloren. Diß schmerzte den Pabst um so mehr, weil man gerne in diesem Lande einen festen Standpunkt, und eine Niederlage der Waaren und des Proviants gehabt hätte. Den schlimmen Erfolg schrieb der Pabst dem Kaiser zu, ob dieser wohl vorher 40. Galeeren zu diesem Zwek abgeschikt hatte. Er machte ihm auch große Vorwürfe deßwegen, und verband damit scharfe Drohungen. Bald aber ereignete sich ein Umstand, der den Pabst auf mildere Gesinnungen brachte. Der König von Jerusalem, Johann de Brienne, der sich damahls in Italien aufhielt, hatte eine Tochter Jolanthe. Es wurde nun zwischen dem Kaiser, der damahls Witwer war, und ihr eine Heirath beschlossen, die auch zu Stande kam. (1226.) Bemelter König vermittelte es jezt, daß der Kreuzzug einige Jahre aufgeschoben wurde. Indessen war doch die Hauptabsicht durch diese Verbindung Friedrich zu nöthigen, daß er nach Jerusalem ziehen solle.

In Sicilien sah es in diesem Zeitpunkt nicht zum besten aus. Friedrich hatte mit den Rebellen, und auch mit den Saracenen, die sich noch da aufhielten, zu kämpfen. — Den lezteren räumte er die Stadt Nocera ein, vielleicht in der Absicht, im Fall der Noth sie im Krieg gebrauchen zu können. Er würde auch die Lombardische Städte zur Ordnung gebracht haben, wenn der Kreuzzug, auf den der Pabst immer drang, ihn nicht daran gehindert hätte. Um nur ei-

nigen Aufschub zu haben, verstand er sich, eine grose Summe Gelds und eine ansehnliche Anzahl von Truppen und Schiffen dazu herzugeben. Er selbst aber gieng nicht. Da Honorius III. starb, und Gregor IX ihm folgte, kündete dieser ihm in einem Schreiben (1227) den Bann an, wenn er nicht den Kreuzzug thun würde. Nun konnte er diese ihm sehr unangenehme Unternehmung nicht mehr ablehnen. In Neapel hatte sich eine sehr grose Armee aller Nationen versammlet, und es liefen darum immer mehr Leute zu, weil das Kreuz Christi am Himmel sollte erschienen seyn. Die Pest aber rieb einen grosen Theil davon auf. Friedrich gieng nun zu Schiffe, in dessen Begleitung auch der Landgraf Ludwig von Thüringen und andere Fürsten und Bischöffe waren. Kaum aber war er eine Zeitlang auf der See, als er umkehrte, weil er kränklich wurde, und der Landgraf starb. Die andre Schiffe kehrten nun auch zurük. Diß nahm der Pabst so empfindlich auf, daß er ihn auf der Stelle excommunicirte (1227) weil er allein daran Schuld seyn sollte, daß der Zug ein so schlechtes Ende genommen. Um das Gegentheil zu beweisen, gieng er 1228. wieder zu Schiffe, kam glüklich nach Palästina, und würde in diesem Feldzuge grose Dinge gethan haben, wenn der Pabst ihn nicht auch in diesem Lande, um alle seine Progressen zu hindern, als einen Verbannten hätte kund machen lassen, und wenn er nicht sehr schlimme Nachrichten aus Italien erhalten hätte. Der Pabst hezte den König von Jerusalem auf, Kalabrien und Apulien wegzunehmen, unter dem Vorwand, weil Reinald, des Herzogs von Spoleto Sohn, kaiserlicher Statt=

halter in Apulien, einen Einfall in Spoleto that, um es, weil es seinem Vater genommen worden war, wieder zu erobern, wovon aber Friedrich nichts wuste. Dafür sollte er ihm alsdann das ungewiese Jerusalem lassen, worzu der König Johann um so geneigter war, als seine Tochter, Friedrichs Gemahlin, damahls schon tod war. Der Pabst unterstüzte ihn mit seinen sogenannten Schlüssel Soldaten, und mit dem Geld, welches er des heiligen Kriegs wegen gesammelt hatte. Dabei ließ er aussprengen, Friedrich seie gefangen. Den Prinzen Heinrich wiegelte er wider seinen Vater auf, und bot auch andern Fürsten die Krone an, die sie aber ausschlugen.

Auf diese Nachricht machte der Kaiser mit dem Sultan, der Jerusalem, Bethlehem und Nazareth herausgab, Frieden, gieng nach Jerusalem, und da niemand einen Gottesdienst halten oder ihn krönen wollte, so nahm er die Krone vom Altar, und sezte sie sich selbst auf. Darauf eilte er nach Italien, jagte den König Johann aus Kalabrien und Apulien hinaus, und behauptete sein Erbkönigreich. Indessen, da ihm der Bann gefährlich schien, und der Pabst sich auch nicht getraute, seine Absicht auszuführen, wurde der Friede bald vermittelt, uud der Kaiser vom Bann losgesprochen. Unter dem Vorwand, den im Kirchenstaat verursachten Schaden zu ersezen, zahlte er dem Pabst Eine Million Dukaten, oder 120,000. Unzen Golds. (1230)

Friedrich genoß doch wenig Ruhe. Die Lombardische Städte erneuerten ihren Bund, und der junge Heinrich entzog sich, auf ihr Anstiften, der väterli-

chen Gewalt. Die Stadt Messina ließ sich auch mit ihm ein, wobei er immer solche Rathgeber um sich hatte, die seinem Vater verdächtig waren. — Selbst die deutsche Fürsten suchte Heinrich zu Boggart auf seine Seite zu bringen, (1233.) und ob er wohl damals (1234.) Gnade erhielt, machte er doch neue Unruhen, die gefährlich schienen. Friedrich ließ ihn nun nach Apulien ins Gefängniß bringen, wo dieser unglückliche Prinz nach sechs Jahren sein Leben endete. Bald hielt der Kaiser einen Reichstag zu Mainz mit grosser Pracht, wo Otto von Braunschweig, Friedrichs Anverwandter, die herzogliche Würde erhielt, nachdem er sein Land dem Reich zu Lehen aufgetragen hatte.

In Italien dauerten die Unruhen fort. Die Gibellinen und Welfen schlugen sich immer mit einander. Friedrich gieng deswegen mit 1000 Reutern dahin, und warf alles vor sich her. Wie er aber im Begriff war, Mailand anzugreifen, bekam er Nachricht, daß Friedrich, Herzog von Oesterreich, gegen ihn im Aufstand begriffen sey. Er gieng daher nach Deutschland zurük, erklärte den Herzog in die Acht, und bemächtigte sich durch Hülfe des Königs von Böhmen und einiger Bischöffe beinahe seines ganzen Landes. Darauf ließ er seinen Sohn Kunrad zum R. König wählen, und zu Speyer krönen. 1237. Plözlich erschien er wieder in Italien, schlug die Mailänder, daß bei 10,000 blieben, und sie nun um Frieden bitten musten. Allein er schrieb ihnen solche harte Bedingungen vor, daß sie sich entschlossen, es aufs Aeusserste ankommen zu lassen. Denn sie hoften, der Pabst werde

sich ihrer annehmen, und sie hoften dies nicht vergeblich. Indessen hielt der Kaiser einen prächtigen Einzug zu Cremona, wobei ein Elephant den Wagen zog, auf welchem die eroberte Hauptfahne aufgespannt war.

Friedrich belagerte auf Anrathen Ezelins, seines treuen Anhängers, Brescia, in der Hoffnung, daß nun Mailand von selbst fallen werde; aber nach drey Monaten muste er abziehen, wodurch sein Ansehen nicht wenig sank. Entius oder Heinrich, des Kaisers natürlicher Sohn, brachte Sardinien an sich, und heirathete die verwittwete Königin. Gregor IX. meinte, dies Königreich gehöre der Kirche. Deswegen machte er ein Bündniß mit den Venedigern zum Behufe der Mailänder, und um den Kaiser ganz niederzudonnern, schoß er einen der feurigsten Bannstrahle auf ihn. Allen deutschen Ständen versprach er Vergebung der Sünden, wenn sie die Waffen wider ihn ergreifen würden; alle aber, die es mit dem Kaiser hielten, verbannte er in die Hölle. Ja, er ließ wider ihn das Kreuz predigen, als ob er ein Türke wäre. Die Römer bezeichneten ihre Kleider deswegen mit Kreuzen, und griefen zu den Waffen. Wenn aber der Kaiser einen davon erwischte, ließ er ihm ein Kreuz auf die Stirn — war er aber ein Geistlicher — auf den Kopf brennen. In dem Excommunikations-Dekret beschuldigte ihn der Pabst der greulichsten Laster, doch kam von Gotteslästerung nichts darinn vor, weil er dies öffentlich zu beweisen, sich nicht getraute. Jedoch folgendes:

1) Er seye ein Ketzer, weil er während seines Banns die Geistlichen gezwungen, Messe zu lesen.

2) Er habe Saracenische Botschafter angenommen, und 3) Saracenische Gebräuche eingeführt, indem er das Frauenzimmer durch Eunuchen bedienen lassen. 4) Er habe Kirchen und Klöster zerstört, und sie nicht wieder aufgebaut. Ingleichem er sey ein Atheist, und was dgl. m. Aber in ganz Europa wurde dies als der Grund der Excommunication von allen Unpartheiischen anerkannt: daß der Pabst es mit den Lombardischen Städten hielt, und ihnen dadurch Luft machen wollte.

Friedrich aber bewies seine Unschuld in allen Punkten so klar, und selbst der General der Franciskaner und einige andere vertheidigten ihn so nachdrücklich, daß ganz Deutschland einen Abscheu an dem ungerechten Verfahren des Pabstes hatte. Selbst Ludwig IX. König in Frankreich, der Heilige genannt, dem und dessen Bruder Robert der Pabst das Reich anbot, bezeugte seinen Abscheu, und wieß die päbstliche Gesandte mit dem Verweis von sich: „Ihr sagt, der Kaiser seye vom Glauben abgefallen, und ein Türke geworden; wir wissen aber wohl, daß der Kaiser mehr Religion und Christenthum hat, als in Rom ist."

Friedrich bedachte sich nicht lange, sondern griff festen Muths zum Degen. Freilich schien es nicht die rechte Zeit zu seyn, da damals eine ungeheure Armee Tartarn in Polen und Ungarn eindrang, daß alle mögliche Macht, ihr zu begegnen, nöthig schien. Indessen, da er sechs grosse Armeen auf den Beinen hatte, so schickte er auch dem König von Ungarn Truppen zu Hülfe. Er selbst gieng nach Italien, und schlug hintereinander die Lombarden und die päbstliche

Kreuzarmee, züchtigte die Städte mit grosser Schärfe, drang plötzlich in den Kirchenstaat ein, und beängstigte Rom, daß der Pabst zitterte. Gregor IX. suchte Himmel und Erde zu bewegen, ihm zu helfen, und wie er sagte, diesem reissenden Wolf Einhalt zu thun. Den deutschen Fürsten trug er auf, einen andern Kaiser zu wählen, die ihm aber bezeugten, daß ihn dies, ausser der Krönung, nichts angehe. Er selbst stellte Processionen in Rom an, und beschwor die Römer flehentlich, ihn nicht zu verlassen. Um die Bischöffe wider den Kaiser aufzuwiegeln, schrieb er ein Concilium aus. Friedrich aber ließ alle Pässe besezzen, daß die Bischöffe nicht durchreisen konnten, weßwegen sie der Pabst durch die Genueser auf Schiffen abholen ließ. Aber sein natürlicher Sohn Entius schlug, mit Beihülfe der Pisaner, die genuesische Galeeren, versenkte drei, und eroberte gegen zwanzig derselben. Der päbstliche Legat und die Bischöffe wurden gefangen. Diesen Schlag konnte Gregor IX. um so weniger verschmerzen, als er selbst in Rom ganz eingedrängt war. Der Gram nagte ihm das Herz ab, und er starb. Um diese Zeit stand das kaiserliche Ansehen auf der höchsten Stufe, Rom und die Kirche aber in der äussersten Verwirrung.

Nun wurde Cölestin IV. erwählt, der sich bald ebenfalls zu tod grämte. (1243.) Auf Bitten der Kardinäle zog sich Friedrich von Rom zurück, und gab auch einige von den gefangenen Kardinälen los. Sie zauderten aber mit der Wahl bey achtzehn Monaten, daß Friedrich sie öfters ermahnen muste, sich in ihren ehrgeitzigen Absichten zu mäßigen. End-

lich wurde Innozenz IV. erwählt, einer der thätigsten und heftigsten Päbste, der vor allen andern den Plan machte, das Haus Hohenstauffen auszurotten. Er schien zwar als Kardinal ein Freund Friedrichs zu seyn; dieser sagte aber voraus, er werde nun sein ärgster Feind werden. — Der Kaiser suchte nun seine Angelegenheiten durch einen gütlichen Vergleich in Ordnung zu bringen, und erbot sich allen billigen Forderungen Genüge zu leisten. Der Pabst aber forderte vor allem andern die Herausgabe der eroberten Städte und die Freiheit der gefangenen Bischöffe, und dann erst sollte die Lossprechung vom Bann folgen. — Dies konnte der Kaiser nicht genehmigen, weil Innozenz jene Städte immer mehr aufwiegelte, und er überdies Rom und den Pabst so ziemlich in seiner Gewalt hatte. Dieser aber war so schlau, daß er Rom in Geheim verließ, und sich nach Genua, und von da aus mit einigen seiner Vertrautesten nach Lyon begab. (1244.)

Hier war es, wo er das Jahr darauf (1245.) ein Concilium von 140 Bischöffen zusammenberief, und den Kaiser der Ketzerey, und ich weiß nicht, wie vieler Laster, anklagte. Die kaiserlichen Gesandte, besonders Thaddäus, vertheidigten ihn, und erboten sich zu aller möglichen Genugthuung; aber vergeblich. Man hörte sie nicht an. Der fürchterlichste Bann wurde über den Kaiser ausgesprochen. Die Kardinäle löschten dabei die angezündeten Wachskerzen aus, und warfen sie auf den Boden. Darauf wurden die deutschen Stände ermahnt, einen andern Kaiser zu wählen.

So gefährlich es nun um Friedrich aussah, so verlor er doch den Muth nicht. Damals hielt er sich mit seinem Sohn Kunrad in Verona auf. Hier nahm er Friedrich, den Herzog von Oesterreich, auf den Rath Kunrads und einiger Fürsten, zu Gnaden auf, und erwarb sich dadurch einen neuen Freund. Darauf gieng er nach Turin, und, wie ihm hier der Bann bekannt wurde, erklärte er seine Absetzung für ungültig, ließ sich die Krone bringen, sezte sie auf, und schwor, daß troz aller Päbste, sie ihm niemand rauben solle. Nun sezte er aufs neue den Krieg in Italien fort, schlug die Mailänder gewaltig, ließ einige päbstliche Anverwandten aufhängen, übte an allen, die es mit dem Pabst hielten, die schrecklichste Rache, und sezte selbst den Pabst in keine geringe Furcht und Verlegenheit. Innocenz aber schürte das Feuer in Deutschland desto mehr an. Die Erzbischöffe von Mainz und Cölln samt mehreren Bischöffen und nur wenigen weltlichen Fürsten, erwählten Heinrich, Landgrafen von Thüringen, zum Kaiser, der darum nachgehends der Pfaffenkönig genannt wurde. (1246.) Dazu hatte ihnen aber auch der Pabst Vergebung der Sünden und den Beistand des heil. Geistes versprochen.

Heinrich weigerte sich zuerst, aber auf den Geldverspruch des Pabsts, entschloß er sich zur Ehre Gottes und der Kirche und dem Besten der Religion die Krone anzunehmen. Innocenz gab ihm nun ansehnliche Geldbeiträge, und den Schwäbischen Herrn versprach er, Schwaben unter sie auszutheilen, das ihnen nicht übel gefiel. Friedrich aber schrieb an alle Regenten, bewies seine Unschuld, und stellte ihnen

sein Beispiel, der päbstlichen Gewaltthätigkeiten halber, zur Warnung vor. Der König von Frankreich bedauerte es nun wirklich, daß er es bei dem Concilium zu Lyon so weit habe kommen lassen. Freilich aber handelte der Kaiser darinn nicht weislich, daß er der Geistlichen Pracht und Reichthum in seinen Episteln schilderte, und der ganzen Welt zu verstehen gab, wie nöthig es sey, sie zur Simplicität nud Demuth des ersten Jahrhunderts zurückzuführen. Denn dadurch verlor er vollends alle Gunst und alles Vertrauen derselben. Indessen suchte er doch Ablaß beim Pabst, und versprach einen Kreuzzug zu thun, wenn man seinen Sohn Kunrad zum R. König wählen würde. Aber Innocenz, der allen Vortheil in seinen Händen zu haben glaubte, blieb unerbittlich.

Friedrich blieb in Italien, um alles, so viel möglich, in gutem Gang zu erhalten, und vertraute die Führung des Kriegs in Deutschland seinem Sohn Kunrad an. Dieser wurde zwar 1246. bei Frankfurt geschlagen, das Jahr darauf aber schlug er bei Ulm den Gegenkönig Heinrich, daß er die Belagerung dieser Stadt aufgeben muste. Heinrich selbst wurde verwundet, und starb bald als der lezte seines Stammes im Februar (1247.). Plözlich schickte der Pabst seinen Legaten nach Deutschland, um die Bischöfe und Fürsten dringend zu einer neuen Kaiserwahl zu ermahnen. Aber niemaud wollte diese Ehre annehmen. Endlich wählten der Erzbischof und andere Bischöffe den Grafen Wilhelm von Holland, der kaum zwanzig Jahr alt war. Diesen unterstüzte der Pabst mit einer kleinen Armee von Kreuzbrüdern und mit Geld,

wovon aber der Graf von Savoyen unterwegs einen guten Theil für Friedrich erwischte. — Uebrigens wollten die mächtigsten Fürsten, Albrecht von Sachsen, und Otto von Bayern, nichts mit Wilhelm zu thun haben, und alle Drohungen des Pabsts konnten den Herzog Otto nicht dahin bringen, anders, oder wie er selbst sagte, auf eine für ihn schimpfliche und unanständige Weise zu handeln. Nur die Schwaben griffen zu, wo sie konnten, waren Herrn für sich, und behandelten den jungen Kunrad feindlich. Auch die Reichsstädte errichteten zu ihrer Sicherheit den Rheinischen Bund. Aber doch gieng es nicht ganz, wie es der Pabst wünschte, der Kaiser eroberte Parma, verlor es aber wieder, und hatte bei der neuen Belagerung grossen Verlust. Die Cremoneser hingegen, die gleichfalls dabei viel eingebüßt hatten, schlugen die Parmesaner das Jahr darauf. Friedrich bekam des Pabsts Vetter, den er zum König von Sicilien gemacht, gefangen. Kunrad jagte den Gegenkönig Wilhelm nach Holland. Nur der tapfere Entius, der so fest am Kaiser hieng, wurde von den Bolognesern geschlagen und gefangen, und die Bemühung Friedrichs, ihn loszumachen, war vergeblich. Doch wurde er leidentlich gehalten, und lebte noch zwey und zwanzig Jahre in seiner Gefangenschaft.

Uebrigens behielt der Kaiser in Deutschland und Italien die Oberhand. Eben damals kamen auch üble Nachrichten von den Christen aus Palästina, wobei man dem Pabst die meiste Schuld beilegte, weil er immer den Kaiser, der am meisten thun könne, verfolge. Ja, König Ludwig der Heilige, der in Palästina

so vielen Verlust hatte, ließ dem Pabst von da aus melden, er solle entweder den Kaiser vom Bann losssprechen, oder aber Frankreich, wo er sich aufhielt, meiden. Unter allen Stürmen blieb Friedrich als ein Held unerschütterlich auf dem Kampfplaz. Dies sahen seine Feinde, und dachten, da sie ihn nicht zernichten konnten, nun auf List und Meuchelmord. Der kaiserliche Sekretär wurde zuerst auf die Seite gebracht. — Friedrich mit Hülfe seines Leibarzts, durch einen Gifttrank aus dem Wege zu räumen. Der Kaiser aber, vielleicht gewarnt, nöthigte den Arzt, den Trank selbst zu trinken. Dieser that, als ob er strauchelte, und verschüttete den Trank. Der Arzt wurde, nachdem das im Becher zurückgebliebene Gift erwiesen war, gehenkt, und der Sekretär stieß sich im Gefängniß an einer Säule den Kopf entzwei. Aber Friedrich hätte ein Gott seyn müssen, wenn er allen heimlichen Nachstellungen hätte entgehen wollen. Seine Gesundheit und Kräfte wurden immer schwächer. Er starb in Apulien auf seinem Schloß Fiorentino den 13. Dec. 1250. durch ein etwas langsam wirkendes Gift, das ihm sein natürlicher Sohn Manfred, wie einige meinen, durch ein Klystier beibringen lassen. Er lebte 57 und regierte 38 Jahre.

Friedrich hatte drei Gemahlinnen: 1. Constantia, Ferdinands König von Arragonien Tochter. † 1222. 2. Jolanthe, Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem Erbtochter. † 1227. 3. Isabella, Johanns Königs von England Tochter, die ihren Gemahl lang überlebte.

Ausser andern Kindern hatte er drei Söhne.

1. Heinrich, R. König, geb. 1209. † im Gefängniß 1234. Er war vermählt mit Margaretha, Leopolds von Oesterreich Tochter. — Seine beiden Söhne, Friedrich und Heinrich, wurden von Manfred in Sicilien mit Gift hingerichtet.

2. Kunrad, K. in Teutschland und Sicilien, von dem unten.

3. Heinrich, Statthalter in Sicilien, ermordet von Johannes Morus, einem Saracenen.

Von seiner Maitresse Blanca, Bonifacius Herrn von Aglano Tochter, hatte er drei Söhne.

a. Manfred, Fürst von Tarent, unrechtmäßiger Besitzer von Sicilien, der gern das ganze ächt Hohenstauffische Geschlecht ausgerottet hätte. † in der Schlacht bei Benevent 1266.

b. Heinrich, König von Sardinien 1246. † nach 29jähriger Gefangenschaft.

c. Friedrich, Fürst von Antiochia, durch Heirath mit Maria, dieses Fürsten Tochter. Er war der Vater Kunrads, der in Sicilien von Guido Montfort, schändlich ermordet wurde.

Ueber Friedrich II. sind die Urtheile sehr verschieden. Die päbstlich gesinnten Schriftsteller stellen ihn als einen irreligiösen und tyrannischen Fürsten dar; unpartheiische aber in einem viel schönern Licht. Es ist wahr, daß er nach den Geistlichen, die er gern in ihre ursprüngliche Verfassung zurückgesezt hätte, und selbst nach dem Pabst nicht viel fragte; man konnte ihn

auch nie überreden, diesem die Füße zu küssen, ausser daß er einmal nur leicht seine Kniee berührte. Es ist auch wahr, daß er östere Eingriffe in die Kirchengüter that, die aber auch immer vermehrt, und die durch Abreissung vom Reichsfund unermeßlich groß wurden. Aber es ist endlich auch wahr, daß während seiner Regierung immer ein Pabst den andern an Verfolgung übertraf, und jeder ihn in ganz Europa als einen Atheisten, einen Tyrannen, einen apokalyptischen Drachen u. s. w. ausschrie, ob er wohl, was die Religion betrift, sein richtiges Glaubensbekenntniß vor angesehenen Geistlichen ablegte. Wenn man seine Vertheidigung gegen die Päbste liest, so fühlt man die Wahrheit auf seiner Seite, und man kann sich gegen jene des Unwillens nicht enthalten. Nur darinn hätte er dem Pabst folgen sollen, Sicilien seinem Sohn Heinrich vom Reich abgesondert zu lassen, und, wenn er dabei die Lombardische Städte mehr im Ruhe gelassen, und sie gelinder behandelt hätte, so würde er seine grosse Talente in Deutschland desto besser haben anwenden und vielleicht der nun nachfolgenden Anarchie vorbeugen können. Allein er hatte sich einmal in Kopf gesezt, Römischer Monarch in Rom selbst zu werden, welches für ihn schlimme Folgen hatte, und sein Hauß dem Untergang zuführte.

Uebrigens war er ein Fürst von grossen Eigenschaften. Er hatte eine proportionirte Statur, ein schönes Gesicht, röthliche Haare, und einen freundlichen Blick, — war so gelehrt, daß es Bewunderung erregte, und verstand viele Sprachen, selbst griechisch und saracenisch. Gegen die ihm Getreue war er dank-

bar, gegen Treulose streng. Künste und Wissenschaften schäzte und beförderte er sehr, und legte zu diesem Zweck einige hohe Schulen in Italien an. Selbst in mechanischen Künsten war er sehr geübt, nnd belohnte sie königlich. Er verpflanzte sie auch auf deutschen Boden. Als Jolanthe seine Braut war, und ihren Einzug in Rom hielt, bekam sie die prächtigsten Geschenke. Doch soll nichts der Wiege gleich gekommen seyn, welche die Deutsche übergaben. Denn sie war sehr künstlich mit Muscheln, Elfenbein und Gold eingelegt, und mit Perlen garnirt, daß man nicht wußte, ob man mehr den Werth oder die Kunst bewundern sollte. Vielleicht ist sie zu Augsburg oder Gmünd verfertigt worden, wo dergleichen Kunstarbeiten schon sehr im Gang waren. In Italien führte er auch die prächtigsten Gebäude auf, weil er sich aus Vorliebe meist in diesem Lande aufhielt. — Es kann auch seyn, daß er da einige Sitten angenommen, die vielem Tadel unterworfen waren, worunter ein kostspieliger Pracht und der Hang zum Frauenzimmer oben an steht. Doch im Ganzen verleugnete er nie seinen deutschen Charakter. Uebrigens war die Falkenjagd sein Lieblingsvergnügen, wie bei den meisten Fürsten seiner Zeit.

Ueberhaupt erhellt aus seiner Geschichte, daß kein Fürst aus dem Hause Hohenstauffen an Talenten Friedrich I. seinem Grosvater so nahe gekommen, als er, wiewohl er ihm an Tugend und Moralität nachstehen muß.

Ihm folgte sein Sohn

Kunrad IV.

Herzog in Schwaben, König in Neapel und Sicilien, Römischer König.

Er war geboren den 25. May 1227. und mehr auf deutsche Art erzogen, als sein älterer unglücklicher Bruder Heinrich, der für Sicilien bestimmt war. Daß er schon 1237. zum Römischen König erwählt worden, und daß er wider den Gegenkönig Wilhelm schon als Jüngling viele Tapferkeit bewiesen, haben wir bereits bey der Regierung seines Vaters angemerkt.

Nach dem Tode Friedrich des Zweiten fieng die unglückselige Anarchie in Deutschland an, daß man nicht wußte, wer Herr oder Unterthan war. In Italien sah es noch schlimmer aus. Der Pabst Innocenz IV. frohlokte über den Tod Friedrichs, als über die glücklichste Schickung, und munterte, nach seinem eigenen Ausdruk, Himmel und Erde zur Freude auf. Er konnte nun nicht genug eilen, Wilhelm als Kaiser zu bestätigen, und ihn den deutschen Fürsten aufs stärkste zu empfehlen. Dagegen excommunicirte er Kunrad, und verbot allen Ständen, je an ihn als Kaiser zu denken. Der gottlose Herodes sey nun tod,

schrieb er. Man solle sein Nattergezücht ja nicht aufkommen lassen, und Kunraden auch sogar sein Stamm-Herzogthum Schwaben nehmen. Alle Bischöfe und Fürsten sollten wider ihn die Waffen ergreifen, und Kaiser Wilhelm auf alle Art zu vertheidigen suchen. Der Erzbischof von Mainz wurde abgesezt, weil er dies nicht thun wollte. K. Wilhelm aber erklärte Kunrad des Herzogthums Schwaben verlustig, und ließ dies durch den Pabst bestätigen, so nachtheilig auch dies seiner Würde war.

Kunrad war es vor allem andern um sein Erbkönigreich Sicilien zu thun. Er eilte nach Italien, und ließ seine schwangere Gemahlin, eine bayerische Prinzessin, unterdessen in Landshut. Bald schlug er den päbstlichen Nepoten mit seiner Kreuz-Armee in die Flucht, schleifte Capua und belagerte Neapel, das er bald eroberte. (1253.) Die Soldaten haußten gräulich, und rieſſen auch ein Stück der Stadtmauern auf seinen Befehl nieder. Ihrem Stadtwappen, einem auf dem Markt aufgestelltem Pferd, ließ er einen Zaum anlegen, um ihnen zu zeigen, wie streng seine Regierung gegen sie seyn werde. — Es konnte nun nicht fehlen, daß ihn ein solches Betragen sehr verhaßt machen mußte, um so mehr, da er auch die italiänische Städte, die es mit dem Pabst hielten, nicht wenig züchtigte.

Innocenz IV. wurde dadurch noch mehr aufgebracht, wenn irgend sein Haß gegen Kunrad noch steigen konnte. Er hätte gern Neapel und Sicilien dem päbstlichen Stuhl unterworfen; weil dies aber jezt nicht ins Werk gesezt werden konnte, so war der päbst-

liche Hof sehr geschäftig, ihm auf mancherlei Art nachzustellen. Da aber dies auch nicht gehen wollte, so ließ ihm der Pabst, der sich in Rom nie recht sicher glaubte, einen Vergleich anbieten; jedoch unter der Bedingung, daß Kunrads Bruder Heinrich, Fürst von Antiochia, des Pabsts Base heirathen sollte. Jedoch Kunrad und die deutsche Fürsten hielten diese Verbindung für viel zu unedel für einen so hohen Prinzen, und so zerschlug sich diese Unterhandlung. Dieser Prinz Heinrich war der beste und liebste Sohn Kaiser Friedrich II. und der Engl. Isabella. Unter allen seinen Kindern hatte er die meisten Talente, und war doch nachgehends sehr unglücklich, indem er auf einer Reise zu Kunrad, ermordet wurde. Der Kaiser selbst kam dabei in Verdacht, obwohl nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit dazu da war.

Innocenz fieng nun aufs Neue an, K. Kunrad auf Leben und Tod zu verfolgen. Auch der Bischof in Regensburg stellte ihm heftig nach, als er sich zu St. Emeran aufhielt. Es blieb dem Pabst nichts übrig, ihn zu zernichten, als Sicilien einem andern Fürsten anzubieten: der erste war Richard, König Heinrichs in England Bruder, da aber dieser prätendirte, die dem Pabst unterworfene Städte wieder herauszugeben, so nahm dies Innocenz übel auf, und bot die Krone König Heinrichs zweitem Sohn, Edmund, an. Heinrich ließ sich endlich wirklich bereden, wider Kunrad aufzutretten; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, nachdem er bei 800,000 Mark Silber umsonst aufgeopfert hatte. Nun wurde das Königreich Sicilien dem Karl von Anjou, Bruder Ludwig des Heiligen, König in Frankreich, angetragen.

In Deutschland waren die meisten Fürsten auf Kunrads Seite, ausser daß Ottokar, der König von Böhmen, sich aus Nebenursachen, für Wilhelm erklärte. Dieser, der ohnehin nie ein Ansehen im Reich bekam, wurde mit Flandern, Frießland und endlich dadurch mit Frankreich in Krieg verwickelt. (1254.) Kunrad glaubte in Deutschland bald alles in Ordnung zu bringen, und selbst den Pabst zu nöthigen, ruhig zu bleiben. Seine Aussichten waren wirklich nie besser, als um diese Zeit. Allein er konnte seinem Schiksal nicht entgehen. Oft schon hatte man ihm mit Gift vergeblich nachgestellt. Er wurde nun sehr krank und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sein unächter Bruder Manfred, der Sicilien für sich behaupten wollte, daran schuld war. Noch vor seinem Ende beklagte sich Kunrad schmerzlich über sein unglückseliges Schicksal — selbst bis zur Verwünschung seiner Geburt, und bejammerte es, daß ihn die Kirche immer gedrückt, und von sich gestoßen habe. Er starb 1254. im 27sten Jahr seines Lebens und im fünften seiner Regierung.

Kunrad war seiner Person nach der schönste Fürst seiner Zeit, so schön wie Absalon, wie die damalige Geschichtschreiber sagen, und doch sey er noch hierinn von seinem Bruder Heinrich übertroffen worden. Nach den Italiänern zu urtheilen, müßte er ein unfreundlicher, strenger Herr gewesen seyn, und es ist nicht zu läugnen, daß er Neapel und Sicilien durch eine weise Gelindigkeit sich hätte geneigter machen sollen. Sie sagen auch, daß er an Klugheit und Tapferkeit seinem Vater lange nicht beigekommen. In=

dessen versichern doch weniger Partheyische, daß er ein liebreicher Prinz gewesen, von vieler Entschlossenheit und Klugheit, der wahrscheinlich doch zulezt die Oberhand bei längerem Leben behalten hätte. In einem so kurzen Zeitpunkt, und bei den unaufhörlichen Verfolgungen eines so rüstigen Pabsts, seines Todfeindes, der den Untergang des Hauses Hohenstauffen mit soviel Eifer und Strenge vorbereitete, konnte er nicht mehr thun, als er wirklich that. Wenn gleich die deutsche Fürsten ihn nicht viel achteten, und nebenher seine Erbgüter in Schwaben größtentheils verloren giengen.

Seine Gemahlin war Elisabeth, Pfalzgraf Ottos von Bayern, Tochter. Nach seinem Tode vermählte sie sich mit Graf Meinhard von Tyrol. Er hinterließ einen einzigen Sohn, den lezten Zweig dieses edlen Stamms — nemlich

Kunrad,

oder wie ihn die Italiäner nannten,

Kunradin, Herzog in Schwaben, Erbkönig in Neapel, Sicilien und Jerusalem.

Er war König Kunrads IV. einiger Sohn, und der lezte seines Geschlechts. Er wurde geb. den 25 May 1252. wahrscheinlich zu Landshut, wo sein Vater seine Gemahlin ließ, als er einen Zug nach Apulien that. Zwar ein vortrefflicher Prinz, der die schönste

Hoffnungen von sich gab; aber er war, wie sein Vater starb, erst zwei Jahr alt, und schien von Jedermann verlassen, wie ein zartes Lamm, auf welches der Schlächter sein Messer wezt.

Indessen stand er unter der Vormundschaft seines Oheims, Ludwigs von Bayern, der für ihn viele Sorgfalt anwandte, und Berthold, Markgraf von Hochberg, ein Fürst von vieler Klugheit und Erfahrung, war auf Verordnung seines Vaters, Statthalter in Sicilien. Auch Manfred, ein natürlicher Bruder seines Vaters, schien sein Bestes befördern zu wollen; allein nach seinem bisherigen Betragen konnte man ihm nicht viel Gutes zutrauen. Pabst Innocenz IV., der thätigste Feind des Hauses Hohenstauffen, benuzte die allgemeine Bestürzung über Kunrad IV. Tod, und stellte sich, als ob er dem jungen Prinzen sein Erbkönigreich zu erhalten suchen wolle. Er nahm Besiz von Neapel und Sicilien, wohin er selbst gieng, und verrieth deutlich, daß er darauf umgieng, das meiste für sich selbst zu behalten. Manfred wurde von ihm im Besiz des Fürstenthums Tarento bestätiget. Dieser fiel aber bald vom Pabst ab, und suchte sich das Königreich selbst zuzueignen. Jedoch erklärte er sich, Kunradin wie sein Kind zu halten, und ihm die Krone nach seinem Tode zu versichern.

In Deutschland wurde indessen Wilhelm (1254.) zum König angenommen, der sich bei den Ständen dadurch beliebt machte, daß er ihnen alle diejenige Güter und Rechte bestätigte, deren sie sich seit einigen Jahren angemaßt hatten; allein nach zwei Jahren wurde er in einer Schlacht, da sein Pferd auf

dem Eis stolperte, von den Friesen niedergemacht. — (1256.)

Nun wurde die Verwirrung in Deutschland noch größer. Der Pabst Alexander IV. drohte jedem Wahl-Fürsten mit dem Bann, der Kunradin wählen würde, und empfahl Richard, Heinrich III. König von England Bruder, der auch in der Wahl durchdrang, wenn gleich der Erzbischof von Trier auf Alphons, König in Castilien, stimmte, dessen Mutter Kaiser Philipps Tochter war, und also von dem Hause Hohenstauffen abstammte. Dabei ist hier bemerkenswerth, daß man bei dieser Wahl unverkennbare Spuren der sieben Churfürsten findet.

König Richard verschwendete viel Geld, um seine Wahl durchzusetzen. Wenn sich gleich die weltliche Fürsten derselben wenig annahmen, so wußten sie doch für ihr Interesse so zu sorgen, daß jeder 3. bis 5000. Mark Silber, Ludwig von Bayern aber 18000. Pfund Sterling von König Richard erhielt. Der Graf von Würtemberg, Ulrich mit dem Daumen, ließ sich auch von ihm 1000. Mark bezahlen, ehe er sich ihm unterwarf. So gieng es drei Jahre gut, so lange Richard Geld hatte. Weil dies aber endlich ausgieng, und er ohnehin fast immer abwesend war, wodurch die Befehdungen und Räubereyen in Deutschland unerträglich wurden, so verließen ihn die Fürsten, und dachten auf eine neue Wahl. Ottokar, König in Böhmen, kam in Vorschlag, der aber diesen Antrag mit Stolz abwieß. Man dachte nun auch an den vergessenenen Kunradin; wie aber der Wahl-

tag zu Mainz schon festgesezt war, drohte Urban IV. wie sein Vorfahrer, den Erzbischöfen mit dem Bann. wenn sie diesen wählen würden. Unter den deutschen Fürsten war diesmal nicht einer, für den die deutsche Krone einen Reiz gehabt hätte. Richard und Alphons stritten nun einige Jahre mit einander, wer eigentlich deutscher König seyn sollte. Endlich übergaben sie diese Frage dem Pabst zur Entscheidung. (1263.) Sie blieb aber unentschieden, und Deutschland in der äussersten Verwirrung, auch noch in den folgenden Jahren, während der Regierung Alphons.

Indessen machte Kunradin doch einen Versuch, sich als Herzog von Schwaben zu zeigen. Im Jahr 1261. verlieh er dem Grafen Ulrich von Würtemberg die Rechte eines Marschalls von Schwaben. Aber seine Macht und seine noch übrigen Erbgüter waren von geringer Bedeutung. Um sein Erbkönigreich sah es noch mißlicher aus. Manfred, der immer noch den Vormünder spielte, warf sich zum König auf, und schlug die päbstlichen Truppen. Da ihm dies einmal gelungen war, so stellte er auch Kunradin nach, und sprengte aus, daß er tod sey. Manfred aber war dem Pabst Alexander IV. so wenig anständig, als dieser. Unter dem Vorwand, daß er den jungen Prinzen um sein Erbe bringen wolle, that er ihn in den Bann; und Urban IV. sein Nachfolger übergab das Königreich, unter dem Vorwand, als ob es wegen der Untreue seiner Besitzer dem päbstlichen Stuhl anheim gefallen wäre, dem Carl von Anjou, einem Bruder Ludwigs, des Heiligen, König in Frankreich.

Carl, der gern König seyn wollte, und seine Gemahlin Beatrix von Provence, noch lieber Königin, nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, kam mit einer Armee nach Rom, schlug Manfred bei Benevento in die Flucht, (1266.) und brachte ihn durch Hülfe Johanns, Grafen von Caserta, ums Leben. Das Königreich war nun ganz in seinen Händen.

Jezt sahe Kunradin ein, daß es um sein Erbkönigreich geschehen sey. Er war in der traurigsten Lage. Bitter beklagte er sich damals, er seye fast bis zur Verzweiflung gebracht. Er lebe in der Dunkelheit, und seye von Jedermann vergessen, und werde immer tiefer niedergedrückt. — Nichts blieb ihm daher übrig, als einen Versuch zu wagen, in sein Erbkönigreich einzubringen. — Da der Erfolg so unglücklich für ihn ausgefallen ist, so haben manche seine Unternehmung als unklug angesehen. — Aber sollte ein Prinz, der einen so hohen Geist hatte, der von einer Reihe großer Kaiser abstammte, und so gerechte Ansprüche auf sein väterliches Erbe hatte, sollte er ganz feig und unthätig bleiben? — Was er that, war freilich ein Wagestück, das aber, wie der Erfolg eine Zeitlang zeigte, gar wohl hätte gerathen können. — Selbst seine eigene Mutter munterte ihn zu einem Versuch auf, wenn es sie gleich nachgehends sehr mag gereut haben. — Kurz, Kunradin, so jung er war, beschloß, das Aeusserste zu versuchen. Um etwas Geld zu bekommen, verkaufte er seine noch übrigen Erbgüter in Schwaben und Franken. Durch dieses Geld warb er eine ansehnliche Zahl Truppen von Schwaben und Bayern, wozu ihm auch sein Vetter, König Alphons von Kastilien, behülflich war.

Hatte gleich der Pabst allen den Bann gedroht, die ihm beistehen würden, so machten doch einige Fürsten den Zug mit, worunter sein Oheim, Herzog Ludwig von Bayern, und Graf Meinhard von Tyrol, sein Stiefvater, waren. Sie begleiteten ihn aber nur bis nach Verona, und kehrten da um, als ob sie sein Unglück vorher gesehen hätten. Ludwig ließ sich vorher seine übrige Güter theils schenken, theils seinem Bruder Heinrich die obere Pfalz verpfänden. Der Prinz Heinrich von Kastilien, sein Vetter, suchte wenigstens einen guten Erfolg zu befördern. Aber der Prinz von Baden, Friedrich, den einige auch von Oestreich nennen, weil er Ansprache darauf machte, war es vor allen andern, der ihn begleitete, und in Noth und Tod bei ihm aushielt. — Viele andere, die bei ihm waren, giengen in Italien wieder zurück, entweder weil sie das Unternehmen für viel zu gefährlich hielten, oder weil sie sich bereits aufgezehrt hatten.

Und doch gieng der Zug ohne widrige Zufälle vor sich. Die Städte der Lombardie nahmen Kunradin gefälliger auf, als keinen der vorigen Kaiser. Bald kam er nach Rom, wo er seine Armee durch den Zulauf sehr vergrößerte. Da er bei dem Pabst weder Vermittlung noch gütige Einräumung seines Erbkönigreichs erlangen konnte, so rückte er nach Apulien, wo er es auf eine Hauptschlacht mußte ankommen lassen. Diese erfolgte zwischen ihm und Karl von Anjou, bei Palenza, am Celaner See, den 23. August 1268. Anfänglich war das Glück ganz auf seiner Seite. Die Franzosen wurden geschlagen, und fliehend zurückgetrieben. Bald plünderten die Deutschen das Gepäck,

und zerstreuten sich der Beute halber. Dieser Zufall, der eben nicht ungewöhnlich, aber immer schädlich war, brachte den unglücklichen Prinzen um den Sieg. Einer der Heerführer Karls, der wenige Stunden vorher aus Asien angekommen war, bemerkte von einer Anhöhe, nahe am See, die Unordnung der deutschen Truppen, und benachrichtigte Karln davon. Plözlich sammelten sie neue und ausgeruhte Truppen um sich her, griffen die Deutschen von neuem an, und schlugen sie bei der Verwirrung leicht in die Flucht. Eine große Anzahl büßten auf dem Schlachtfelde das Leben ein.

Diese Schlacht hatte die unglückseeligsten Folgen. Kunradin und Friedrich fanden ihr Heil in der Flucht, und verkleidet kamen sie auf mancherlei Umwegen endlich in dem Städtchen Astura an, das im päbstlichen Gebiete liegt. Von da wollten sie ins Pisanische überschiffen. Weil sie aber gern einigen Vorrath mit sich genommen hätten, und doch kein Geld dazu hatten, zog Friedrich einen kostbaren Ring vom Finger, und gab ihn dem Schiffmann mit der Anweisung, ihn in der Stadt zu verkaufen, und Brod und was sonst nöthig war, davon einzukaufen. Der Schiffer oder Fischer bot ihn in unterschiedlichen Häusern an, und sezte, auf vieles Befragen, hinzu: Er habe diesen Ring von einem jungen Herrn erhalten. Der Kommandant oder Herr des Orts, Namens Frangepani, hörte davon, und ließ den Ring zu sich bringen. Aus der Kostbarkeit desselben schloß er, daß der Besitzer von vornehmem Stande seyn müßte. Bald ließ er sie durch einige Bewaffnete aufheben, worauf die gu-

ten Prinzen als diejenigen erkannt wurden, die sie wirklich waren. Kaum erhielt Karl, der neue König in Neapel, Nachricht davon, als er auf ihre Auslieferung drang. Frangepani hatte nicht Gewalt oder Muth genug, sie in die Länge abzuschlagen, und lieferte sie aus.

Sobald Karl diese edle Fürsten in seiner Gewalt hatte, mußten sie ins Gefängniß. Lange war er unentschlossen, was er mit ihnen thun sollte. Robert von Flandern, sein Tochtermann, der unendlich mehr Großmuth hatte, und diese unschuldige Prinzen gern retten wollte, rieth ihm, den Weg der Güte und Großmuth einzuschlagen, und dem einen eine Tochter und dem andern seine Base zur Gemahlin zu geben; dadurch werde er sich zwei Freunde erwerben, auf deren Tapferkeit und Treue er sich in allen Fällen verlassen könne.

Aber der König hatte ganz andre Absichten, und um sie desto schicklicher auszuführen, fragte er Pabst Clemens IV. um Rath, von dem er voraus wußte, daß er, wie seine Vorfahrer, auf die Ausrottung des ihnen so verhaßten Geschlechts von Hohenstauffen, bedacht war. Dieser schrieb ihm die bekannten wenige Worte zu: Vita Cunradini, Mors Caroli, Mors Conradini, Vita Caroli. Kunradins Leben ist Karls Tod, Kunradins Tod — Karls Leben. Diesem blutgierigen Rath folgte er um so mehr, als er ganz seinem grausamen Gemüth angemessen war. König Ottokar in Böhmen soll ihm aus Eigennuz auch nicht viel besser gerathen haben.

Weil aber ein Todesurtheil ohne weiters gar zu auffallend gewesen wäre, und die Hinrichtung dieser unschuldigen noch so jungen Prinzen jedes billige Gemüth empören mußte, so suchte man den Schein des Rechts zu beobachten, und klagte sie an: daß sie Friedensstörer, Feinde der Kirche und Verschwender der Kirchengüter seyen, und dem vom Pabst rechtmässig eingesezten König Karl (als ob Kunradin nicht der rechtmäßige Erbe des Königreichs gewesen wäre) nach dem Leben gestanden, (versteht sich in einer offentlichen Feldschlacht) worauf, nach einer Gefangenschaft von zwei Monaten, das Urtheil der Enthauptung über sie ausgesprochen wurde.

Nun wurden die beiden Prinzen auf den Richtplaz geführt. Der königliche Kanzler, Robert, las von einem etwas erhabenen Standplaz das Todesurtheil laut ab. Kunradin, der seine Fassung nicht verlor, spie ihm ins Gesicht, und sagte mit fester Stimme: „Wer macht dich so kühn, über königliches Geblüt ein Urtheil zu fällen? Ich protestire dawider vor Gott, und bezeuge, daß mir an allen Verbrechen, die man mir aufbürdet, Unrecht geschieht." Da dies aber keinen Erfolg hatte, wenn auch gleich die Zuschauer äusserst gerührt waren, so wandte er sich gegen die andre Seite, und da er den Truchseß Heinrich von Waldburg erblickte, zog er seinen Siegelring ab, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf ihn dem Truchseß mit den Worten zu: „Ueberbringt diesen meinem Vetter, Peter, König von Arragonien, und vermeldet ihm, daß ich ihn hiedurch, statt eines ordentlichen Testaments, zum Erben meiner König-

reiche Neapel und Sicilien erkläre." Der Truchsess war auch so glücklich, im Gedräng durchzukommen. Bald war er bei dem König Peter, dem er pünktlich diesen Auftrag ausrichtete, der ihn auch nachgehends glücklich vollführte.

Das Todesurtheil wurde nun vollstreckt. Schluchsen und Weinen der Zuschauer war dabei allgemein. Zuerst stieg der zwanzigjährige Prinz, Friedrich von Baden, auf das Blutgerüst, kniete nieder, und das edle Haupt fiel unter der Schärfe des Beils. Kunradin hub es auf, und küßte es. Jammernd beklagte er, daß er einen einzigen Sohn einer trostlosen Mutter, wider ihren Rath und Willen, mit in dies Unglück gezogen habe. Er selbst, kaum 16. Jahr alt, wurde nun auch zum Tode hingeführt, und plözlich fiel das schöne Haupt von dem jugendlichen Nacken. Der königliche Stamm der Hohenstauffen war dahin, und endete sich mit diesem lezten erst aufblühenden Zweige. Nach ihm mußte noch Gerhard, Graf von Pisa, ingleichem ein Schwäbischer Edelmann von Hirnheim und andere, die es mit Kunrad hielten, und in der Schlacht gefangen wurden, unter dem Mordbeil das Leben lassen. Es war der 29ste Oktober 1268. Man sagt, daß Karl, der in den Annalen der Menschheit auf ewig gebrandmarkt ist, dieser Schauder erregenden Hinrichtung von einem hohen Thurme heimlich mit großem Vergnügen zugesehen habe.

Vielleicht wäre doch dieses höchst ungerechte Urtheil nicht vollführt worden, wenn Graf Robert von Flandern damals nicht abwesend gewesen wäre. Er war gerade auf der Heimreise begriffen, und da er

unterwegs mit Entsetzen erfuhr, was der König, sein Schwiegervater, mit diesen beiden Prinzen vorhabe, kehrte er plözlich um, und eilte so stark, als nur möglich war, um sie noch zu retten. Aber zu seiner grossen Bestürzung kam er zu spät. Voll des heftigsten Unwillens und Abscheues über eine so gräuliche Handlung, suchte er den Kanzler Robert auf, warf ihm sein schändliches Betragen vor, daß er sich zur Verurtheilung dieser trefflichen Prinzen habe gebrauchen lassen, und stieß ihn nieder. Darauf gab er Befehl, auch den Henker niederzumachen, damit niemand auf der Welt sey, der sich rühmen könne, er habe ein so edles und hohes Blut vergossen.

Zur Befriedigung des Lesers merke ich noch an, daß Karl den unrechtmäßigen Besiz des Königreichs nur vierzehen Jahre genießen konnte. Durch einen sehr geheim veranstalteten Aufstand wurden 1282. in wenigen Stunden 8000 Franzosen, die allgemein gehaßt wurden, erschlagen. Zu gleicher Zeit kam König Peter von Arragonien mit einer Flotte dazu, und behielt die Oberhand. Ja, sein Admiral schlug einige Jahre darauf (1285.) die Flotte Karl des Henkenden, und bekam ihn gefangen. Darüber bekümmerte sich Karl von Anjou, Vater von jenem, so sehr, daß er seinen stolzen Geist ausblies. König Peter wollte zwar den Tod Kunradins an dem jungen Karl rächen, aber seine Gemahlin Constantia erbat ihm das Leben. Sicilien blieb bei Arragonien oder Spanien viele Jahrhunderte.

Schlußbemerkung.

So unglücklich endete das hohe und berühmte Geschlecht der Hohenstauffen, das Schwaben einige vortreffliche Herzoge, und dem Reich fünf oder sechs Kaiser gegeben hatte. Vielleicht hätte es noch lange geblüht, wenn die meisten derselben nicht ihre besten Kräfte in Italien verschwendet hätten. Die Päbste wollten einmal die Deutschen nicht in der Nähe haben, und die Lombardische und andere Städte wollten sie nicht über sich herrschen lassen, und so war der Kampf unaufhörlich, besonders da noch Sicilien als ein Erbkönigreich zu diesem Hause kam. Es kann auch seyn, daß die Schwäbische Kaiser oft eine zu große Strenge bewiesen, und es selten oder nie versuchten, durch gelinde und gütige Wege ihre Oberherrschaft angenehm zu machen. Und doch lag ihnen alles daran, sie zu erhalten, weil diese Länder sehr einträglich waren, und sie bei ihren deutschen Einkünften, die immer geringer wurden, nicht wohl bestehen konnten. Ueber das hätten sie sich bei mehrerer Nachsicht den Vorwurf machen lassen müssen, daß sie des Reichs Rechte in Italien vernachläßigen. Diese Umstände, die sich so durchkreuzten, brachten sie dahin, daß sie lange nicht genug Aufmerksamkeit auf Deutschland wenden konn-

ten, wodurch der hohe und niedere Adel gereizt wurde, zuzugreifen, wo er konnte, und so giengen bei dem unaufhörlichen Kriegsaufwand ihre Besitzungen und Reichthümer nach und nach verloren.

Aber vornehmlich, wie konnten sie in einem so finstern und abergläubischen Jahrhundert den Verfolgungen der Päbste entgehen, denen es nicht viel mehr kostete, als einen Machtspruch zu thun, und ihre Blitze zu schleudern. Diese Erdengötter hätten sie nie anders besänftigen können, als wenn sie ihnen alles eingeräumt, und gegeben hätten, was sie wollten. Sie wollten aber viel. Die Beschuldigung, man vergreife sich an der Kirche, die Christus mit seinem Blut erlöst habe, und der die Päbste gern alles zugewandt hätten, und der darauf folgende Bann, gaben doch wenigstens den schicklichsten Vorwand, je nachdem es eines jeden Vortheil war, gegen die Kaiser treu oder untreu zu handeln. Auch die mächtigen Erzbischöfe, wenn gleich auch einige den Kaiser und seine Rechte vertheidigten, waren doch meist die ersten, die durch päbstliche Gunst oder Ungunst gereizt und geschreckt, von dem rechtmäßigen Kaiser abfielen, und einen andern, wie z. B. den sogenannten Pfaffenkönig wählten.

Da nun die Kaiser alle ihre Kräften daran wandten, ihre Rechte zu vertheidigen, und die Päbste durchaus den Plan verfolgten, ein ihnen so gehässiges Geschlecht auszurotten, so mußte zulezt Kunrad IV. ganz unterliegen, und sein unglücklicher Sohn Kunradin auf dem Blutgerüste sein Leben enden. —

Indessen wird doch niemand die hohe Verdienste der Schwäbischen Herzoge und Kaiser, besonders der Friedriche, um Deutschland — dessen Freiheit sie so mannhaft vertheidigten — mißkennen. Sie waren weit über die Vorurtheile und den Aberglauben ihres finstern Zeitalters erhaben, beförderten überhaupt, und besonders in Schwaben und Franken, Künste und Wissenschaften, Kultur der Ländereyen, eine solidere Baukunst, mehrere Handelsverhältnisse mit anderen Staaten, besonders mit Italien, und selbst feinere — oder von der Rauheit mehr abgeschliffene Sitten, die aber nach ihrem Abgang, bei der Verwirrung des Reichs, bald in Verwilderung übergiengen, und die Gerechtigkeitspflege ins Faustrecht verwandelten.

Die Herzogthümer Schwaben und Franken blieben unbesezt. Man wußte nicht, wer Herr war. Die Städte sezten sich in Freiheit, der Adel nahm an Gütern zu, und machte Bündnisse. Die Fürsten befestigten sich in der Landeshoheit, und waren nach einem Kaiser nicht sehr begierig. — Die Grafen von Würtemberg und ihre erlauchten Nachfolger, die Herzoge, brachten es durch eine weise Regierung, durch Benuzung jedes schicklichen Zeitpunkts und durch haushälterische Anwendung ihrer Einkünfte immer weiter, und die göttliche Vorsehung erhob endlich Würtemberg zu der Größe und dem Flor, in welchem wir es unter der weisen Regierung unseres theuersten Churfürsten, Friedrich II. bewundern. Sie erhalte dies uralte Fürstenhaus in blühender Wohlfahrt, so lang die Welt steht!

Schiksale des Burg-Schlosses Hohenstauffen,

bis auf die gegenwärtige Zeit.

Es ist bereits angemerkt worden, daß Herzog Philipp, um seine Römische Königswahl zu behaupten, viele seiner Erbgüter in Schwaben veräussert habe. Kaiser Friedrich II. that zwar alles, den Reichthum und die Macht seines Hauses wieder herzustellen, was ihm auch ziemlich glükte. Aber Kunrad IV. der, um seine Wahl durchzusezen, nirgends her Unterstüzung hatte, veräusserte wieder den größten Theil seiner Erbgüter in Schwaben und Franken.

Dem Grafen Ulrich von Würtemberg, genannt: mit dem Daumen, trat er die Herrschaft Waldhausen ab, um ihn auf seine Seite zu ziehen, und sich seines Beistands zu versichern, wodurch die Klöster Adelberg und Lorch unter den Schuz und die Kastenvogtey desselben kamen. Denn schon Pabst Innocenz IV. erklärte (1257.) durch eine Bulle, daß der Graf von Würtemberg die Vogtey über das Kloster Lorch übernommen habe.

Kunradin, der noch übler daran war, als sein Vater, verschrieb eben diesem reichen und mächtigen Grafen Ulrich seine Güter zu Achalm und Reutlingen für 900. Mark Silber, wogegen er diesem jungen Prinzen seinen Beistand auf jeden Fall versprach. Auf diese Weise kam die Herrschaft Hohenstauffen größtentheils an die Grafen von Würtemberg, ehe das Schwäbisch Kaiserliche Haus ganz ausstarb.

Kaiser Rudolph von Habsburg wollte zwar das Herzogthum Schwaben wieder herstellen, und es an sein Haus bringen; allein Graf Eberhard von Würtemberg, der das, was er besaß, nicht gern herausgab, widersezte sich ihm mit vieler Entschlossenheit. Darüber belagerte Rudolph seine Residenzstadt Stuttgart. (1279.) Doch der Churfürst von Mainz vermittelte diese Fehde, und der Graf wurde mit dem Kaiser glücklich ausgesöhnt. Der Graf wußte sich auch so in des Kaisers Gunst zu setzen, daß dieser ihn bald darauf mit den von dem Herzogthum Schwaben an sich gebrachten Landen belehnte.

Was nun das Bergschloß Hohenstauffen insbesondere betrift, so scheint es pfandschaftsweise, vielleicht durch Kunradin, an die Schenken von Limpurg, und von diesen an Rechberg gekommen zu seyn. Davon zeugt ein Pfandschafts-Kaufbrief der Schenken an Rechberg vom Jahr 1274. den auch Rink in seiner Beschreibung der Stadt Gmünd anführt. Nachgehends kam es in die Hände Kaiser Karl IV. der Hohenstauffen und Achalm an die Herzoge von Oestreich verpfändete. Und diese verpfändeten sie wieder (1370.) an die Brüder Hans und Wilhelm von Rietheim um

12000. ungarische Dukaten. Die Rietheime aber verkauften beide Burgen schon 1376. und 78. um gleichen Preiß an Graf Eberhard II. von Würtemberg, der diese ihm so wohl gelegene Schlösser nie aus den Augen gelassen hatte. Und so gieng diese Herrschaft an Würtemberg für immer über.

In den nachfolgenden 150. Jahren erhielt Würtemberg diese Burg in gutem Stande, und versahe sie mit einem Kommandanten und einer kleinen Besatzung. Endlich ruinirte der Bauernkrieg dies uralte und berühmte Schloß. Georg Stauffer, von Blossen-Stauffen, damals Obervogt zu Göppingen, eignete sich dasselbe samt etlichen Dörfern, schon 1519. und also in jenen stürmischen Zeiten zu, da Herzog Ulrich aus dem Lande weichen mußte. Es scheint, daß ihm blos sein Name dazu Anlaß gegeben. Er wurde aber bald abgewiesen*). Nicht lange darnach, nemlich

*) Wie feindlich er übrigens gegen Herzog Ulrich, der durch die Einnahme der Stadt Reutlingen, und der Händel seiner Gemahlin Sabina wegen, sich der androhenden Gefahr allzusehr aussezte, gesinnt gewesen, erhellt auch aus folgendem Umstand, woraus seine Anmaßung leicht zu erklären ist: „Mehrere Vasallen sagten dem Herzog Ulrich „die Lehenspflicht auf. Von allen Orten her kamen Ab„sagbriefe. Dietrich und Friedrich von Spet, Jörg „Stauffen und ihre Gesellen, Ludwig von Hutten und „seine 42. Gesellen, die sich in des Schwäbischen Bundes „Dienste begeben hatten, schickten dem Herzog Ulrich ihre „Feindesbriefe zu, wie auch viele Fürsten und Grafen, „und dies durch zehen edle Knaben, welche solche Briefe „an ihren Lanzen angebunden hatten, und von 3. Trom„petern begleitet wurden.“ S. Geschichte des Schwäbischen Bundes, im Heilbronner Taschenkalender 1804.

1525. kamen die aufrührerischen Ellwanger und Schenk-Limpurgische Bauern, wozu sich vermuthlich auch die Gmünder Landleute gesellten, das Thal herunter, und lagerten sich am Fuße des Bergs Hohenstauffen. In der Feste lag eine kleine Besatzung von 32. Invaliden. Ihr Kommandant war schon gemeldter Georg Stauffer, der aber damals abwesend und in Göppingen war. Seine Stelle vertrat inzwischen Michael Reuß von Reussenstein, der sonst auf dem Schloß Bilseck wohnte. Die Bauern verbreiteten zuviel Schrekken und waren zu grausam, als daß sich diese alte Krieger zu einer Gegenwehr hätten entschliessen können. Ohne sich viel zu besinnen, flüchteten sie sich auf der hintern Seite des Bergs hinab, weil sie überdies noch durch ein paar Stücke, die die Bauern bei sich hatten, noch mehr in Angst gesezt wurden. Ohne Widerstand drangen nun diese in das Schloß, und zerstörten es, soviel ihnen Zeit und Umstände gestatteten, meist durch Brand, bis auf die Hauptmauern und Thürme. Bald drangen sie nach Göppingen vor, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgejagt.

Wie diese Burg 62. Jahre später aussah, wollen wir uns den alten berühmten Tübingischen Professor Crusius erzählen lassen. Er sagt in seiner Schwäbischen Chronik, daß er eine Lustreise nach Adelberg, Stauffen und Lorch gemacht, wovon ich nun das hieher Passende im Auszug anführe.

Wir, erzählt er, (nemlich er selbst) Eusebius Stetter, Präceptor in Tübingen und M. Abel, Vikarius, reisten den 28sten May 1588. von Adelberg nach Hohenstauffen. Am Berg sezten wir uns unter

einer Linde, (die noch jezt nahe an den Kirchenstaffeln steht) nieder. Der Pfarrer des Orts, M. Joh. Majer führte uns den kürzeren, aber steileren Weg, (wovon noch Spuren da sind) bei der Kirche den Berg hinauf. Den Schlüssel zum Thor, das wurmstichig aussah, hatte der Schultheiß, der manchmal im innern Hofe des Schlosses Frucht baute. Der Berg ist rund, wie ein Spizhut, doch auf einer Seite länger als breit. Ausser den Mauern, wo man herumgehen konnte, war wenig Raum. Bei dem Thor theilt sich das Schloß in zwei Theile, die besondere Mauern haben. Rechts ist kein Gebäude. Man sieht nichts als Gras, Holderstauden ꝛc. Hier stund eine Kapelle. Im Eck links war ein Brunnen, der nun mit Steinen angefüllt ist.

Durch ein Thor geht man links in den andern Theil des Schlosses. Hier steht ein Thurm, der Mannsthurm genannt, der noch 52. Schuh hoch ist. In diesen legte man die Gefangenen. Er hatte oben, nicht unten, einen Eingang. Auf der linken Seite gegen dem Dorf war die Wohnung des Frauenzimmers, und auf der Seite daran ein Weinkeller, jezt mit Steinen angefüllt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Im äussersten Eck, gegen Beuren hin, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten daran ist eine Höhle, die man das Heidenloch nennt. Die Mauer, die das Schloß umgiebt, ist beinahe sieben Schuh dick, von Steinen, die in der Mitte ein Viereck haben, wie die Steine der Nürnberger Stadtmauer. Sie sind noch roth vom Brand. Wir giengen darauf herum, und es ist gewiß eine anmuthige

Aussicht bis an den Rhein rc. Aber kein Bildniß, kein Wappen, keine Inschrift war mehr zu sehen. Brand, Regen und böse Zeiten tilgten alles aus.

Zulezt bringt Crusius noch einen simplen Riß von den Ueberbleibseln des Schlosses bei. Von hier an, nachdem M. Eusebius noch einen Schuß that, gieng der wackere Professor, der eine enthusiastische Vorliebe für die Griechen und ihre Sprache hatte, nach Lorch, und überdachte bei jedem Schritt, auf welchem Weg und unter welchen Veranstaltungen wohl der Leichnam der griechischen Irene, Kaiser Philipps Gemahlin, in jenes Kloster möge gebracht worden seyn.

Was die ferneren Schicksale dieser Burg betrift, so eignete sich Klaudia von Oestreich dieselbe sammt Achalm und ihren Zugehörden, aus einer sehr ungegründeten Ansprache zu, und besaß sie auch einige Jahre während des dreißigjährigen Kriegs. Kraft des Westphälischen Friedens aber (1648.) bekam sie Herzog Eberhard III. wieder zurück.

In den folgenden Jahren nahmen die Mauern des Schlosses immer weiter ab, und eben bemelter Crusius sagt, daß schon zu seiner Zeit viele Steine zum Bauen nach Göppingen geführt worden. Es ist leicht zu erachten, daß auch die Bürger zu Stauffen die Steine zu dem nemlichen Zweck benuzten. Besonders wurden seit fünfzig Jahren bis auf unsre Zeiten manche Gebäude davon, jedoch gegen eine mäßige Bezahlung, hier aufgeführt. Zulezt grub man auch die Grundsteine aus, und nur ein kleines Mauerstück blieb zum Andenken stehen. Man muß erstaunen,

wenn man bedenkt, wie viele Hände — wie viele Arbeit und Aufwand einst diese Burg kostete, um so mehr, da die Bausteine in der Gegend sehr rar sind.

Sonderbar ist, daß man niemals etwas bedeutendes von Münzen oder sonst etwas Merkwürdiges gefunden hat, ausser neuerlich einen uralten eisernen Rittersporn, rau bearbeitete Schlüssel, Band, Nägel, und drgl. Es ist aber leicht zu vermuthen, daß schon vor dem Bauernkrieg wenig, und nach demselben gar nichts mehr von Werth da gewesen ist. Auf dem Berge weidet nun das Vieh, und die Herrlichkeit der alten Kaiserburg ist dahin. Wir können nicht anders, als mit der wehmüthigen Empfindung schliessen: Es ist alles, alles eitel unter der Sonne!

Ortsbeschreibung des Marktfleckens Hohenstauffen, Göppinger Oberamts.

Es ist äusserst wahrscheinlich, daß der Ort Hohenstauffen, der in alten Urkunden immer der Markt Stauffen genannt wird, seinen Ursprung Herzog Friedrich dem Aeltern zu danken hat. Von 1070 an wurde er gebaut, oder durch Ausreutung des Waldes, der sich an dem Berg heraufzog, an Gebäuden vermehrt, und mehrere Distrikte urbar gemacht. Denn es versteht sich von selbst, wenn Friedrich um diese Zeit das ruinirte Schloß Stauffen wieder erbaute, und eine Kolonie dahin versezte, daß zuerst Maurer, Zimmerleute, Schmide und andere nöthige Handwerksleute sich dahin ansiedelten. Jedoch muß ihnen der Herzog Grund und Boden unter der Bedingung gegeben haben, daß sie ihm leibeigen blieben, und nicht ohne seine Erlaubniß wegziehen durften. Denn die Bürger sind noch bis diese Stunde local-leibeigen, und dies zum Berg, d. i. sie sind

monti adscripti. Doch bezahlen sie nie etwas, als wenn einer aus dem Ort zieht, oder ausser dem Ort und seiner Markung stirbt. Dann geben sie von ihrem Vermögen einen beträchtlichen Abzug. Und diese altdeutsche Beschwerde hat nun die widrige Folge, daß selten Jemand hinaus oder herein heirathet, wodurch die Anzahl der Einwohner unverhältnißmässig zunimmt.

Ursprünglich waren hier nur 66. Bürger und 66. Hofstätte oder Häuser, die laut Lagerbuchs das benöthigte Bauholz den Stamm à 2½ kr. von der Herrschaft empfangen. Im 30jährigen Kriege wurde der Ort nach der Nördlinger Schlacht (1634.) von den meisten Einwohnern verlassen, die sich nach Ober-Schwaben und in die Schweiz flüchteten. Erst nach 12. Jahren kamen einige zurücke. Der neuangestellte Pfarrer Martini (denn der vorige Pfarrer Häuglin ging 1636. im Krieg verloren) sammelte von 1646. an wieder eine Gemeine, und erwarb sich überhaupt um den hiesigen Ort viele Verdienste. Er lebte lang, und starb als Prälat zu Lorch.

Es müssen aber nur wenige Bürger zurückgekommen seyn, weil viele Felder noch lange ungebaut liegen blieben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Ort kaum hundert Bürger, gegenwärtig aber hat er zweihundert. Was noch von den alten Gebäuden übrig ist, an dem erkennt man die elendeste Bauart. Das doppelte Scheuernthor sammt dem Tennen ist der Eingang in das Haus, und zugleich in ein kleines Wohnzimmer mit ein paar Kämmerlein, wenn der Bau auch noch so groß ist. Der hohe und weite Raum in der Scheuer

geht größtentheils verloren. Am Einbau ist das Holz so schwach und sparsam angebracht, wenn es gleich fast nichts kostete, daß ich nicht weiß, ob man es der Armuth, um wenigstens den Handwerkslohn zu ersparen, oder der alt Schwäbischen Landesart zuschreiben muß. Es sind aber dergleichen jezt wenige mehr vorhanden, und die Häuser, die seit vierzig Jahren neu erbaut oder verbessert worden, und die Zweidritheil ausmachen, sind so groß und ansehnlich, als sie in wenigen Dörfern gefunden werden. Ueberhaupt aber sind hier gegen zweihundert Gebäude.

Oben an der Spitze des Orts, das eigentlich auf einem besondern Hügel liegt, steht die Kirche. Zwar ein uraltes massives Gebäude, davon man den Thurm, weil die Gewitter oft einschlugen, 1721. um vierzig Schuh erniedrigte, und zugleich die Kirche der Länge nach vergrösserte; Sie ist aber dennoch für die Gemeine, die nun samt den Filialien aus dreizehenhundert Seelen besteht, viel zu klein. An der Wand neben der Kanzel ist Kaiser Friedrich Barbarossa, dessen Namen, vielleicht eben aus diesem Grunde, hier jedes Kind nennen kann, in Lebensgröße, doch sehr mittelmäßig hingemahlt. Der Kopf allein ist ziemlich alt, und ein Augenzeuge sagte mir, daß der Körper mit dem Panzer vor vierzig Jahren neu gemahlt, der Kopf aber mit der Kaiserkrone unverändert stehen geblieben sey. Ober seinem Haupte stehen folgende Verse:

Hic transibat Caesar.

Der großmüthig Kaiser wol bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel deutsche Blut
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
ohn allen Pracht, ohne Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Die Versart scheint höchstens aus dem Schluß des sechszehenten Jahrhunderts zu seyn, wobei ich anmerken muß, daß das Bild wirklich auf einer zugemauerten Thüre angebracht ist. Daß aber Friedrich I. wann er gleich fast sein ganzes Leben theils im Krieg, theils auf den Reichstägen zubrachte, nicht nur hier erzogen worden, sondern auch in diesem seinem Schloß je und je ausruhte, wie er dann das Kloster Adelberg und anderes von da aus bestättigte, und daß er auch die hiesige Kirche, wohin ein besonderer Weg von oben herabgieng, besucht haben wird, ist wohl nicht in Zweifel zu ziehen. Von der Kirche an zieht sich der Flecken bei einer halben Viertelstunde in die Länge den Berg hinunter, ist aber an manchen Orten fast eben so breit. Die Reihe der Häuser unterbrechen je und je schöne Baumgärten. Die in das untere Dorf, welches ziemlich eben ist, hinabziehende

Straßen sind durch andere quer durchschnitten, daß sie gleichsam Terrassen bilden. Die ganze Lage des Orts ist überhaupt angenehm, und die Aussicht vortrefflich. Der Berg selbst hat im Kleinen, nach Büschings Beschreibung, viele Aehnlichkeit mit dem Berge Thabor, der aber freilich einige Stunden im Umfang hat, und die Lage des Fleckens gleicht einigermaßen der Kapstadt, nur daß diese etwas vertieft liegt.

Die Einwohner sind theils Bauern, aber nur im diminutiven Verstande, theils Professionisten, Handwerksleute und Taglöhner. Hier verdient besonders die Schwarzische Bandfabrik angemerkt zu werden, in welcher man leinene Band, schmale und breite, von allen Farben verfertiget, wovon die feinste den Herrenhutischen nicht viel nachgeben. Die gröbere aber finden mehr Abgang. Die künstlichen Webstühle von vier und zwanzig Schifchen, die eine Person treibt, sind nach Art der Wiener Stühle. Wäre der Verschluß etwas stärker, so könnte dieses Geschäft weit ausgedehnt werden. Noch zwei Bürger wirken wollene Bänder, jeder auf einem fast dem obigen ähnlichen Stuhle. Der Dreher Dannenmann arbeitet in Horn, und verfertiget alle Gattungen sehr schöner Pfeiffenrohre. Ueberdies sind hier, ein Barbierer, sechs Schildwirthe, zwei Branntenweinschenken, drei oder vier Krämer, ein Sailer, ein Zeugmacher, fünf Becker, vier Metzger, ein Strumpfweber, ein Häfner, neun Schneider, acht Schuhmacher, zehn Weber, (auch Barchet- und Bildweber) vier Schreiner, ein Kiefer, fünf Kübler, zwei Spengler (Flaschner), drei Schmide, vier Wägner, ein Ziegler und eine Ziegelhütte, sechs Zimmerleute, sieben Maurer und andere Professionisten mehr.

Allen diesen Handwerkern fehlt es selten an Arbeit, theils im Ort selbst, theils und hauptsächlich auch, weil die Filialisten das nöthigste sich hier anschaffen, oder verfertigen lassen, wenn gleich auch in den Weilern einige Handwerksleute sind. Denn in das Kirchspiel gehören die Weiler Hohenrein, Maithiß, wo eine Schule und eine Kirche ist, Lenglingen, Lorcher Oberamts, etwas von Ottenbach, Kizenheim, und zwölf Höfe. Zum Amt noch das Weiler Burgholz, nahe bei Welzheim, und einige Bauern zu Radelstätten und Krümmwälden. Diesen allen steht hier derzeit ein Beamter vor.

Was die Einwohner selbst betrift, so sind sie überhaupt genommen, ein guter Schlag Leute. Ihr ungemeiner Fleiß, einige Verschwender oder Müßiggänger ausgenommen, in der Bearbeitung ihrer Felder, selbst der Gemeinplätze, wo man zur Bewunderung, keine Handbreit ungebaut sieht, verdient Lob. Da sie aber an Bergen und Hügeln zerstreut liegen, und ein grosser Theil nicht geackert, sondern gehakt wird, und da sie überdies sehr viel entweder auf einem Reff oder auf dem Kopf den Berg herauftragen, so geschieht ihnen ihre Nahrung sauer, und sie essen im eigentlichen Verstande im Schweiß des Angesichts ihr Brod. Doch vergilt der Ertrag ihre Mühe entweder hinlänglich, oder doch mittelmäßig.

Ihre Sprache, die sie frisch weg reden, ist nicht so rau oder so grob, wie an manchen Orten, und nähert sich der Unterländer Mundart. Ihrer Natur nach stehen sie zwischen diesen lezteren und den robu-

steren Alpern oder Schwarzwäldern mitten inne. Sie sind meist von mittlerer Größe, einige sehr groß, saubern Angesichts, durchaus ohne Blattermasen; und wenn man gleich selten ein sehr schönes Gesicht sieht, so sieht man noch seltener ein sehr häßliches. Ein Kropf ist hier, selbst bei den Weibspersonen, auch bei denen, die viele Kinder geboren, (die ihn doch, wie manche sagen, mit Ehren bekommen) eine unbekannte Sache. Darüber ist sich um so mehr zu verwundern, als sie so viel und so schwehr auf dem Kopf tragen. Die Aerzte und Physiker mögen die Ursache dieser Verunstaltung untersuchen, offenbar aber ist an manchen Orten das Trinkwasser daran schuld.

Von kalten Fiebern weiß man hier so wenig, als vom Aussaz. — Auch nicht ein Exempel ist davon bekannt. Die Luft ist frisch und rein, welche dicken Leuten sehr wohl bekommt, hektischen aber schadet. Es kann viele Jahre anstehen, bis eine herrschende oder anstekende Krankheit einreißt, und man weißt seit Mannsdenken nur einmal eine hitzige Kopfkrankheit, und einmal die Ruhr, die aber nicht lang dauerte. Indessen sterben doch im ganzen Kirchspiel gewöhnlich vierzig bis fünfzig Menschen. Hitzige Fieber, Wassersucht, Auszehrung, diese aber seltener, sind meistens die Krankheiten zum Tode. Unter jener Anzahl aber sind immer zwei Drittheil Kinder höchstens bis ins vierte Jahr; (denn von Schulkindern oder ledigen Personen kann man in zwei Jahren kaum eins rechnen) theils Gichter, theils Kinderpok-

ken, (nur acht bis zehn Kindern wurden die Schutzpocken eingeimpft, die gesund blieben) theils Auszehrung raffen sie so frühe weg. Es scheint, daß die Mütter ihre Kinder von Geburt an zuviel ihnen selbst überlassen, indeme, wenn jene auf dem Felde sind, tausend Unfälle, auch nur durch das Fortschreyen entstehen können, wozu noch kommt, daß die Weiber während ihrer Schwangerschaft die härteste Arbeiten doch nicht aussetzen. Die Fesseln der Wiege und entweder keine oder schlechte Arzneyen, mögen auch daran Schuld seyn. Es ist viel, wenn in zehn Jahrgängen, jedes Jahr der halbe Theil der Kinder bei der Confirmation übrig ist. Indessen sind die Ehen durchaus fruchtbar, und man darf kaum zwei oder drei davon ausnehmen. Um das Verhältniß der Gebohrnen und Gestorbenen seit vielen Jahren einzusehen, mache ich folgenden kurzen Auszug:

	Gebohren.	Gestorben.
1558.	17.	das Todtenbuch fehlt.
1600.	42.	———————
1666.	23.	13.
1700.	22.	13.
1750.	33.	32.
1775.	43.	26.
1801.	64.	45.
1803.	69.	87. wegen den herrschenden Kinderpocken.

Alte Leute gibt es zwar viele, doch nicht soviel als man bei der gesunden Luft vermuthen sollte. Siebenzig bis fünf und achtzig Jahre ist das höchste Ziel.

Von lezterem Alter sind gegenwärtig drei oder vier im Kirchspiele. Die harten Geschäfte und manchmal das Branntweintrinken, lassen sie kein sehr hohes Alter erreichen. Den Todten beweisen sie alle Ehre. Der Klang von drei Glocken, Gesang von Haus aus, Predigt und Personalien, und sehr oft Leichenrede vor dem Altar dazu, sind Erfordernisse, ohne deren Gewährung die Leichenbestattung nicht ganz ehrlich scheinen würde. Sie verwundern sich über die Städter, die mit ihren Verstorbenen so wenige Umstände machen, ohne dabei zu bedenken, daß bei täglicher Ereigniß dies nicht einmal möglich wäre. Selbst in Absicht auf das Begräbniß haben sie noch den altdeutschen, und ich darf sagen, zärtlichen Hang, an der Seite ihrer Eltern, Ehegatten oder Kinder begraben zu werden, welches oft wiederholte Gesetze, um der Unordnung willen, hindern müssen. Leichenkosten werden auf der Stelle bezahlt; denn sie glauben, der Verstorbene würde, wegen dem Aufschub derselben, nicht ruhen können, und es würde ihnen ein solcher Fall unter dem Boden noch Schande machen. Beiläufig muß ich auch anmerken, daß alle Filialisten, in Rücksicht auf Taufe, Hochzeit und Begräbniß, das ist, lebendig und tod hieher gehören.

Ich übergehe den eigentlichen Charakter der hiesigen Einwohner, wenn ich auch gleich von ihnen viel Gutes sagen könnte. Der Luxus, wenn ich hier dies Wort gebrauchen darf, ist nicht groß. Es ist wahr, daß hier Manns- und Weibspersonen vor dreißig Jahren meist in schwarzem Zwilch, Wifling, oder

auch in schwarz-grauem Tuch gekleidet giengen, daß man aber jezt grobes, mittelmäßiges und auch ziemlich feines Tuch trägt. Die Hofbauern lieben die braune tüchene Röcke, die im Winter mit Schafpelz verbrämt sind, die Handwerksleute und Handwerkspursche aber tragen meist Ueberröcke. Taschenuhren unter dem Volk sind hier nichts Ungewöhnliches. Die Weibsleute kleiden sich nun etwas gefärbter und heller, und sind am Sonntag mit seidenen Halstüchern geschmückt, die sie so wenig für Staat halten, daß sie es vielmehr für eine Ersparniß ansehen, weil ein seidenes, welches einige Gulden werth ist, immer drei baumwollene aushält. Die weisseste und feinste baumwollene Strümpfe, die in Gmünd und auch anderswo künstlich gewaschen und gebleicht werden, und deren sich keine Dame schämen dürfte, sind gleichfalls am Sonntage ihre Staats- und Lieblingstracht. Die übrige Kleidung zeugt gar nicht von Verschwendung. Dabei dünkt mich, daß es immer erträglicher und einem Lande rühmlicher ist, wenn das Landvolk nicht so in entstellender Tracht einherzieht. Man trift auch je gepuzte Wohnstuben an, wenigstens ist im Kirchspiel beinahe keine, die nicht einen schwarz glanzenden eisernen Ofen hat. Ein irdener ist gar nicht gewöhnlich. Diese Liebhaberei kommt vielleicht daher, weil das Königsbrunner Eisenwerk nicht gar weit entfernt ist. Im Essen und Trinken sind die Leute sparsam, und leben sehr schlecht. Sie sind aber doch munter, und würden zu Lustbarkeiten sehr geneigt seyn, wenn es ihre Verhältnisse zuliessen. Erdbirnen, auf mancherlei Weise bereitet, Milch, Meelspeisen, wenig

Fleisch, Gemüser, sind ihre gewöhnliche Speisen. Der Wein, den sie gar nicht verachten, ist den meisten, wegen dem dermaligen hohen Preiß, zu kostbar, dafür sie aber gern Branntwein, manchmal auch Bier trinken, zu dem sie aber keine große Neigung haben. Die Hofbauern im Kirchspiel können sich zwar etwas gütlicher thun, schränken sich aber seit den Kriegszeiten weißlich ein.

Die Nahrungsquellen der hiesigen Einwohner sind mancherlei. Der Taglöhner hat wenigstens im Sommer Arbeit genug hier und in der Gegend. Viele Bürger verdingen ihre Kinder zu Knechten und Mägden bei den Bauern oder sonst wohin, wodurch sie sich gewöhnlich etwas Ansehnliches ersparen, und manche der Schulkinder werden im Sommer Treibbuben oder Kindsmädchen. So nachtheilig dies manchmal der Schule ist, so kann es nicht ganz vermieden werden, weil arme und mit vielen Kindern beladene Eltern sie nicht alle ernähren und kleiden könnten. Dabei aber sieht man doch sehr darauf, daß sie, so viel möglich, in die Schule geschickt werden. Im Winter ist die Schnellerspinnerey bei Knaben und Mädchen sehr im Gang, und der Schnellerhandel ist nicht unbeträchtlich. Uebrigens ist — bei Fremden dienen — hier keine Schande, wofür man es in manchen Orten ansieht. Wenn ein Bauernsohn oder Tochter, als Waise, über 1000. Gulden im Vermögen hat, so dienen sie gern bei Bauern um den Lohn, und erhöhen dadurch ihr Vermögen. Ein Knecht hat dreißig bis vierzig Gulden jährlich Lohn, Schuh und Leder genug

und andere Benutzung. — Eine Magd zwölf bis fünfzehn Gulden samt Leder, Schuh, fünfzehn bis zwanzig Ehlen weiß Tuch und einige Kleidungsstücke, der Taglöhner bekommt täglich sechzehn Kreuzer, hinlängliches Essen und zweymal Branntwein; Eben so eine Weibsperson, Geld aber nur acht bis zehn Kreuzer. Im Heuet und in der Erndte steigt der Lohn höher. Die Handwerksleute haben ziemliche Nahrung, weil sie meistens auch einige Feldgüter besitzen.

Indessen ist hier die erste Nahrungsquelle der Ertrag der Felder, die mit vielem Fleiß behandelt werden. Die Markung begreift ungefähr vierhundert Morgen Wiesen und Gärten in sich, die größtentheils an Hügeln oder Reinen liegen, und ein vortreffliches Futter gewähren. Viele sind mit Obst und besonders Zwetschgenbäumen besezt, die hier eigentlich zu Hause sind, und häufig von sich selbst wachsen. Eben so die Kirschenbäume, die, wie jene, die Berge, und einen guten, etwas sandigten Boden lieben. Vorzüglich hat man sehr schmakhafte schwarze Kirschen, aus denen ein besonders guter Kirschengeist gebrannt wird. Die Zwetschgen sind gleichfalls von einem guten und süssen Geschmack, und zum Dörren vortrefflich. Viele Obstsorten sind von veredelter Gattung, die sich sehr ausnehmen. Alle Gärten und Felder liegen gegen Mittag, und haben beinahe den ganzen Tag die Sonne, wodurch die Zeitigung sehr beschleunigt wird. Nur ist zu bedauern, daß die starke Winde, Frühlingsfröste, schädliche Nebel, und öfters auch die häufige Insekten, die sich gern in die Höhe gegen Mit-

tag ziehen, oft den größten Theil des zu hoffenden Segens vereiteln. Auch stehen an vielen Orten die Zwetschgenbäume wild und dick aneinander, daß kein Sonnenschein durchdringen kann, und öfters schon die Blüthe erstickt wird. Geräth aber das Obst in etlichen Jahren einmal, so ist der Ertrag davon bei manchem seiner Fruchterndte gleich, welches ihm doppelt wohl thut, weil er diese nothdürftig braucht, das Obst aber zu Geld machen kann. Man beweißt zwar Fleiß in der Baumzucht, besonders einige junge Bürger, doch muß er noch höher steigen. Ein Morgen der besten Wiesen kostet 300. bis 400. Gulden. Ein mittelmäsiger 250. Gulden. Der Geringste 150. Gulden.

Aus diesem erhellet, daß die Viehzucht ein Hauptnahrungszweig ist, weil immer auf einen Bürger zwei Morgen Wiesen oder Gärten gerechnet werden können, und wenn sie schon ungleich ausgetheilt sind, so gibt es doch wenige, die nicht eine Kuh halten können. Diese haben dann einige Gaisen, die diesen Mangel ziemlich ersetzen, so schädlich sie sonst in manchem Betracht seyn mögen.

Hier mögen gewöhnlich ungefähr 300. Stück Vieh seyn. Pferde hält man wenige, weil sie nicht soviel Nutzen gewähren, als das Rindvieh. Zum Fuhrwerk bedient man sich der Stiere, die leichter die Berge steigen, als schwere Ochsen, deren wenige hier sind, und die auch wenige Bürger halten können. Viele spannen neben den Stieren auch ein paar Kühe an,

welches man an manchen andern Orten für eine Schande hält. Diese Gewohnheit ist aber so übel nicht. Der Viehhandel ist beträchtlich, und selbst die Kälber sind wohl anzubringen, weil der Ort gerade in der Mitte zwischen Göppingen und Gmünd liegt, und von ersterem anderthalb, von lezterem aber zwo kleine Stunden entfernt ist. Ueberdies sind jährlich zwei Vieh- und Krämermärkte hier, an Matthias- und Laurenzi-Tag, wo die Käufer oft weit her, besonders vom Unterlande, kommen, weil sie, (da auf den benachbarten in- und ausländischen Höfen starke Viehzucht ist) große und fette Ochsen und Kühe haben können.

Endlich ist auch die Schafzucht in der Gegend sehr beträchtlich. Im Kirchspiel können immer zehen Herden seyn. Die Vorfahrer der dermaligen Bauern hatten wenige, oder gar keine Schafe. Dadurch ist auch der Feldbau seit zwanzig Jahren sehr verbessert worden. Der Handel damit gegen die Donau und in die Schweiz ist im Frühjahr sehr beträchtlich. Im Sommer weiden die Schäfer auf der Alp, im Winter sind sie mit den Schafen zu Hause, und werden im Futter sehr gut gehalten. Sie wollen gewöhnlich unter dem Volke die galante Junker seyn.

Um den Ackerbau nicht zu übergehen, der, dem Anblick nach, gering scheint, merke ich an, daß hier ungefähr 175. Jauchert Ackerfeld sind, die an Hügeln und Bergen ziemlich zerstreut liegen. Der Boden ist meist gut, von schwarzbrauner Erde, mit etwas Sand

vermischt, also ein etwas leichter Boden, der, wenn er gehörig gedungt wird, fruchtbar ist. Gegen Mitternacht aber — oder gegen und hinter dem Berg hin, ist ein kalter, schwerer mit Kalksteinen vermischter guter Fruchtboden; denn der hohe Berg selbsten besteht aus Kalksteinen und Felsen, und die gute Erde ist kaum einen Schuh tief. Den meisten Leuten fehlt es an hinlänglichem Dung, weil die Wiesen und die Gemeintheile dessen auch benöthiget sind. Manche aber vermehren ihn durch Tannenreiß, welches auf den Aeckern gut und lang anschlägt.

Ein Würtemb. Morgen Acker von 150. Quadrat-Ruthen, der 100. bis 200. Gulden, und oft darüber kostet, trägt sechs, höchstens acht Scheffel Dinkel, oder fünf bis sechs Scheffel Haber. Rocken und Gerste gedeiht vortrefflich, und leztere ist zum Bierbrauen sehr gut. Ueberhaupt sind die Früchten wegen der hohen Lage, dem Wind und Sonnenschein körnigter, als an vielen andern Orten. Alle diese Aecker sind durchaus eigen, und geben nichts als die zehente Garbe und die gewöhnliche Steuer. Die Brache ist zwar üblich; aber doch bleibt darin wenig ungebaut liegen. Sie wird mit Klee, Wicken, Erbsen, Grundbiren, Burgunderrüben, Flachs, Hanf ꝛc. angepflanzt. Der Kleebau nimmt ab, weil die Fütterung immer mit Gefahr verbunden ist, und weil er kaum soviele Nahrungskraft hat, als gute Erdbiren, und überdies, wenn er fehlt, den Acker verderbt. Wicken, die zweimal abgemäht werden, füttern weit besser. Auch Burgunderrüben, unter das kurze Futter geschnitten,

sind im Winter das nahrhafteste Futter für das Rindvieh. Ein Morgen dergleichen Rüben, auch auf der Brache gut gebaut, trägt mehr als ein Morgen der besten Wiesen.

Aber von 175. Jauchert Ackers könnten beinahe 800. Menschen nicht leben, da ohnehin nur ein Drittheil davon, nach der Zelg oder dem Oesch, mit Winterfrüchten angebaut wird. Doch die Vorsehung sorgte weiter für sie. Ein uraltes jederzeit gebautes Gemeinstück, der Aasrück genannt, von 80. Jauchert ist die eigentliche Brodkammer der Hohenstauffer. Ein Boden, der aus wenigem Sand, etwas mehr kalkigter zum Theil lehmigter, und aus noch mehr Staub-Erde besteht, (welche Gattung Professor Beckmann für den besten Boden hält, weil er viele Nahrung aus der Luft zieht, und jede Feuchtigkeit schnell annimmt,) ist auf diesem ganzen Felde fast von gleich guter Beschaffenheit. Es ist ein niedriger, gewölbter Bergrücken, der zwei Thäler scheidet, auf der einen Seite gegen die Filß, auf der andern gegen die Rems und Gmünd hin. Hier war einst ein Hochgericht und vor wenigen Jahren stand noch ein Galgen da, den ein Blitzstrahl zersplitterte. Daher vielleicht der Name Aasrück. Er ist in 125. Theile eingetheilt, wovon jeder ältere Bürger einen Theil frey genießt. — In fünfzig Jahren bleibt hier nie etwas Brach liegen. Das Feld ist mit allen möglichen Gattungen von Früchten und Erdgewächsen angebaut, daß es nicht nur einen sehr schönen Anblick, sondern gröstentheils auch reichliche Erndte gewährt. Ausser diesem sind hier ungefähr

zweihundert Morgen Viehwaiden, (worunter das sogenannte Riet sehr beträchtlich ist,) die seit zehn Jahren angebaut werden, deren Boden aber theils gut, theils schlecht ist. Neben den alten nehmen auch fünf und siebenzig jüngere Bürger daran Antheil, welche leztere, etwa nach fünfzehn Jahren ihres Ehestandes, je nachdem die Sterbfälle sind, auch Theile auf dem Aasrück erhalten. Eine Wittwe behält alle ihre Gemeintheile bis an ihren Tod, wovon sie sich, wenn sie auch sonst nicht viel hat, so ziemlich nähren kann. Bei allem diesem müssen doch mehr als ein Drittheil der Bürger jährlich auf ein Vierteljahr die nöthige Früchten kaufen, woran ihre geringe Feldbesitzungen, die Menge der Mehlspeisen, oft reicher Kindersegen, manchmal auch Mißwachs Schuld ist.

Ehe ich schliesse, muß ich noch der hiesigen Gemeinwaldungen gedenken, die aus Laub- und Nadelholz bestehen, und ungefähr dreihundert Morgen ausmachen. Sie stehen unter der Aufsicht des hiesigen Churfürstlichen Förster und des Magistrats. Die jährliche Burgertheile sind geringe, und das Holz ist nicht so wohlfeil, als man vermuthen sollte. Ein Klafter Tannenholz von sechs Schuh in die Höhe und eben soviel in der Breite kostet vier bis fünf Gulden, Buchenholz acht bis zehn Gulden auf dem Plaz. Vor einigen Jahren stand der Preiß weit höher.

Die Nachwehen des französischen Kriegs, (denn der Ort wurde auch öfters, wie die ganze Gegend,

von den Franzosen überschwemmt, die unsern Berg mit Wachfeuern illuminirten) fühlen sie noch; noch mehr aber die dermalige Stockung des Handels und Wandels. Möchte doch Gott diesem guten und fleißigen Volke gesegnete Jahrgänge schenken, und dadurch ihr Leben desto froher machen!

Bemerkungen und Verbesserungen.

Ausser den bisweilen fehlenden Distinktionen, welches die geneigtesten Leser gütigst entschuldigen werden, haben sich durch die Entfernung des Verfassers vom Drukorte auch einige andere Fehler eingeschlichen, die diesen Nachtrag nothwendig machen.

pag. 44. Lin. 2. v. o. nach — Ravensburg fehlt die Note:

*) Andere und die meiste, nach dem Andreas Presbyter — der sich also ausgedrükt hat:

„Friedericus ad confusionem Welphonis praecepit „clamari in exercitu suo: Hie Giebelingen! Est au- „tem Gibeling villa August. Dioec. sita in montibus „auf dem Harzfeld intra castrum Hochburg et oppi- „dum Neresheim, in qua villa nutrix ipsum Fried. „infantem lactaverat.“

glauben, Friedrich seye zu Wiblingen, welches bei Neresheim auf dem Hardtfeld — und nicht bei Ulm liegen müste, geboren; Allein mir scheint es wahrscheinlicher, daß Waiblingen im Remsthal, das zuerst den Fränkischen Kaisern gehörte und von ihnen an die von Stauffen — ihre Verwandten übergieng, sein Geburtsort ist. Daher auch die Gibellinen. Eben dieser Meinung ist Herr Hofrath Meiners in seiner Reise nach Schwaben p. 359.

pag. 50. Lin. 9. v. o. statt Kaiser lese König von Sicilien.

pag. 53. Lin. 14. v. u. statt und überhaupt lese und der überhaupt.

pag. 63.

pag. 63. Lin. 9. v. o. fehlt das r — in fieberhaft.

— 136. Lin. 7. 8. v. u. statt im Futter lese in der Kost.

— 137. Lin. 4. v. u. statt gute Erdbiren lese gutes Erdbirenkraut.

Das Waescher Schloeschen.

Hohenstauffen

Ammermüller, Johann F.

Hohenstauffen oder Ursprung und Geschichte der Schwäbischen Herzoge u. Kaiser aus diesem Hause samt den Schicksalen der Burg und einer Berg- u. Ortsbeschreibung ; ein Lesebuch ; mit Kupfern u. genealog. Tabelle

Stuttgart 1805

Germ.g. 13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015171-6